DIE SCHWARZE BOTIN

FRAU

30 März/April/Mai 1986 Berlin · Paris · Wien

SOTTO SOPRA

(Drunter und Drüber)

MEHR FRAU ALS MANN

ES GEHT NICHT MEHR UM DISKRIMINIERUNG
WILLEZUSIEGEN
FREMDHEIT
DIE EINSAMKEIT DER EMANZIPIERTEN FRAU
DIE GESELLSCHAFTLICHEN BEZIEHUNGEN SEXUALISIEREN
KAMPF UM WOHLBEHAGEN
GEGEN DEN STATISCHEN SEPARATISMUS
EINE GEMEINSAME WELT DER FRAUEN
EINE NIE DAGEWESENE STÄRKE SCHAFFEN
IM LICHT EINES LEBENDIGEN BEGEHRENS

Eine Gruppe von Frauen, untereinander in politischen&persönlichen Beziehungen, betrachtet, was in der Frauenbewegung der letzten Jahre erreicht wurde, und schätzt von da aus ein, was fehlt.
Wir haben mit Erfolg gegen die soziale Misere in den Lebensbedingungen von Frauen gekämpft. Wir haben das Eigentümliche entdeckt, eine Frau zu sein. Die politische Praxis der Beziehungen zwischen Frauen, das UnsTreffen, das UnsLieben, hat uns Wert gegeben. Aber jetzt fehlt uns die Art und Weise, wie die Erfahrung, das Wissen und der Wert des FrauSeins in gesellschaftliche Wirklichkeit umgesetzt werden könnten. In gesellschaftlichen Beziehungen stoßen wir auf Schwierigkeiten, wie in einer Welt, die das Beste von uns nicht kennt, in der es auch keinen Wert hat. Dies lastet heute schwerer auf uns als in der Vergangenheit, als wir uns noch nicht sicher waren, was unser Begehren, unser Wollen sein könnte.
Diese Unangemessenheit erfahren wir auch manchmal in unseren Gruppen, wenn wir unter Frauen sind: vielleicht weil sich die Erfahrung von Unbehagen und Zwangslagen in dieser Welt an jedes Begehren, an jedes HandelnWollen geheftet hat. Unsere stärksten&tiefsten Wünsche laufen Gefahr – wenn sie nicht sprachlos bleiben wollen –, lähmende Phantasien hervorzubringen. Unter Frauen zumindest gibt es die Möglichkeit, diese Erfahrung zu berücksichtigen und zu untersuchen, damit nichts davon verlorengeht, was eine Frau wissen&wollen kann.
In den gesellschaftlichen Beziehungen dagegen, in denen wir uns befinden – die eine, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, eine andere, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, eine andere, weil es nicht zu vermeiden ist –, bleibt unser Unbehagen völlig sprachlos. Dort verliert die Tatsache, eine Frau zu sein, erneut jeglichen Sinn, wird zu einer Besonderheit, die uns beschämt, die wir rechtfertigen oder vergessen müssen, oder wir müssen dafür sorgen, daß sie vergessen wird. Dies verschlingt einen mehr oder weniger großen Teil unserer Intelligenz und unserer Lust. Außerdem entzieht es unserem Kampf die Kraft. Unseren Beziehungen und unseren Gruppen fehlt in gewisser Weise der selbständige Zugriff auf die Wirklichkeit, in der wir als Frauen souverän leben sollten. Dabei geht es um unsere gesellschaftliche Existenz, ob bei der Arbeit oder bei jeder anderen Gelegenheit; wir dagegen bewegen uns unsicher wie Schüler und Nachahmer.

ES GEHT NICHT MEHR UM DISKRIMINIERUNG

Heute geht es uns darum, von unseren Lebensbedingungen aus zu untersuchen, wie uns die Leistungen, die wir in der Gesellschaft erbringen wollen, in Schach halten. Diese Zwangslage macht sich bemerkbar als diffuses Unbehagen, Unangepaßtheit, Mittelmäßigkeit. Sie müssen in keiner Weise Aufsehen erregen, ja sie nehmen kaum je die Form eines spektakulären Scheiterns an, sondern treten eher als Verhinderung hervor, als Blockierung der eigenen Fähigkeiten, als Erfahrung, die Frauen beängstigt und zum Rückzug auf sich selbst bringt.
Für uns ist es bereits ein Schritt voran, offen zuzugeben, daß wir uns schwertun, die Ergebnisse meist mittelmäßig sind und wir den Anforderungen, die im gesellschaftlichen Geschäft an uns gestellt werden, meist nicht genügen können. Wir stellen die Zwangslage in den Mittelpunkt, weil sie deutlich macht – wie das diffuse Unbehagen auch, aber auf eindringlichere Weise –, daß wir es schaffen wollen, Erfolg haben wollen, aber etwas in uns sich querstellt und NEIN sagt.
Das NEIN kommt nicht von außen. Uns als Opfer dieser Gesellschaft zu fühlen und Frauendiskriminierung anzuprangern, kann nicht mehr das Wesentliche der Lebensbedingungen von Frauen sein. Diese Anklage wird heute leicht zum Scheinargument. Wir wissen, daß besonders unter härteren materiellen Bedingungen Diskriminierung noch vorhanden ist oder leicht auftreten kann. Aber es geht da um eine klar erkennbare Schwierigkeit, die wir zu bekämpfen wissen, und bei der nicht die Gefahr besteht, daß eine Frau in ihrem Wert herabgesetzt wird oder sich unangemessen fühlen muß. Die Erfahrung der eigenen Unangemessenheit dagegen trägt nicht wenig dazu bei, noch vorhandene oder wiederauftauchende Diskriminierung zu verstärken.
Wir stellen die Unangemessenheit klar heraus und untersuchen sie als eigenen Aspekt; sie ist ein massiveres Hindernis als jene Hindernisse, die einer ungerechten Gesellschaftsordnung angelastet werden müssen. Deshalb werden wir davon sprechen, wie unsere Leistungen in der Gesellschaft teilweise scheitern, ohne dies mit Diskriminierung zu rechtfertigen. Wir werden die Zwangslage nicht darauf beziehen, was andere gegen uns wollen, sondern darauf, was wir wollen.
Das Reden über Diskriminierung verschweigt einen Teil unserer tatsächlichen Erfahrung. Unsere Schwierigkeiten kommen nicht allein und nicht im Wesentlichen von äußeren Hindernissen, sondern vielmehr von unserem Willen, gesellschaftliche Anerkennung zu erreichen, der sich in seiner eigenen Unförmigkeit auflöst: unförmig, ausufernd, nicht weil dieser Wille an sich alle Maße sprengen würde, sondern weil kein Weg da ist, ihn zu befriedigen.

DER WILLEZUSIEGEN

Wir haben einen Willen in uns, als Frauen auf der Welt einen souveränen Platz einzunehmen, mit den Dingen einen vertrauten und sicheren Umgang zu haben, von Mal zu Mal uns so zu bewegen, so zu sprechen und uns so zu

verhalten, wie es unserem Empfinden und der jeweiligen Situation entspricht, und unsere Gedanken, Wünsche und Pläne ganz auszuschöpfen. Diesen Willen nennen wir WilleZuSiegen. In der Welt über all das siegen, was uns unsicher, unbeständig, abhängig und nachäffend macht, ohne dabei irgend etwas von uns preiszugeben, auch nicht das, was bisher nur als Scheitern daherkommt.
Für den Anfang: siegen über die Angst vor dem eigenen WillenZuSiegen. Dieser Wille erscheint, wenn er erscheint, als etwas Ausuferndes, quasi ohne Objekt und ohne Zusammenhang mit den Mitteln, die wir zur Verfügung haben. In der Zwangslage erleben wir diesen Willen als Scheitern, aber gleichzeitig als etwas Ununterdrückbares.
Wir können heute von unserer Zwangslage sprechen und versuchen zu verstehen, was sie bedeutet und warum wir eigentlich in den letzten Jahren des politischen Kampfes den Akzent auf unser Begehren gelegt haben. Die Frauenbewegung hat die Kühnheit, die mit der Kindheit verlorengegangen war, wiederaufleben lassen. In ihr finden wir einen Bezugspunkt, um das zu werden, was wir sind, und um das zu wollen, was wir wollen.
Wir haben in uns einen WillenZuSiegen, der uns lähmt, anstatt uns voranzubringen, weil er in den Möglichkeiten, die die Gesellschaft bietet, nicht vorgesehen ist – einmal ganz abgesehen von den möglichen Formen von Diskriminierung. Die Gesellschaft wird sich deswegen möglicherweise verändern müssen.

FREMDHEIT

Die Zwangslage, in die wir beim Versuch geraten, in der Gesellschaft zu existieren, enthüllt zusammen mit dem beharrlichen WillenZuSiegen Widerstand oder Fremdheit: Etwas in uns widerstrebt es, die Spiele der Gesellschaft mitzumachen, es will da nicht dabei sein, es ist da nicht dabei.
Was jenes Etwas ist, das NEIN sagt und sich zur Wehr setzt, kann man nicht sagen, weil es keinen Namen hat. Darin liegt gerade die Fremdheit, daß etwas in uns keinen Weg findet, sich auszudrücken und zu verwirklichen, aber es ist da, und es bringt sich um so stärker ins Spiel, je stärker der WilleZuSiegen drängt. Das ist seine Weise, sich Gehör zu verschaffen, eine wortlose Anwesenheit, die stört, lähmende Phantasien hervorbringt, das Wort im Hals erstickt. Mütter, Hausfrauen, Arbeiterinnen außer Haus, Politikerinnen, Außenseiterinnen: Diese Rollen, die wir in unserem Teil der Gesellschaft vorfinden, können zu Kritik an dieser Gesellschaft anregen; aber keine Kritik ist so grundsätzlich wie jene Verweigerung, die von etwas ausgeht, das nicht im Rahmen dessen bleiben will oder kann, was die Gesellschaft als Existenzmöglichkeit anbietet.
Zutaten der Zwangslage sind: WilleZuSiegen und Fremdheit. Die Gründe sind sie nicht. An der Zwangslage und am diffusen Unbehagen merken wir, daß es letzten Endes die Tatsache ist, ein Frauenkörper zu sein und einen Frauenkörper zu haben, was hindert und nicht in die Spiele der Gesellschaft hineinpaßt. Bei dem Versuch zu nennen, worin die Fremdheit besteht, ist das einzige, was man sagen kann: das FrauenkörperSein und FrauenkörperHaben – an sich eins der normalsten Dinge, mindestens ebenso normal wie das MännerkörperSein und MännerkörperHaben. Und dennoch – so ist es nicht, so ist es noch nie gewesen. Klar, heutzutage trifft eine Frau, die sich

im Leben der Gesellschaft verwirklichen will, auf immer daran, Frauen in Männerpositionen zu sehen. Aber im In samste Arbeit ab, damit der eigene Körper – ein Frauenkö nerkörperSein allein das Wort hat. Und diese mühsame A gewöhnt; manchmal muß eine Frau diese Arbeit unterbre Anstrengungen zu unternehmen.
Die Zwangslage entsteht, weil das FrauSein mit den Erfah ser Gesellschaft, die nach männlichem Begehren und vom der WilleZuSiegen, wenn er sich nicht einschüchtern läßt durch Diskriminierung haben wir auf diesem Wege versta geprägt ist. Diese Prägung finden wir ganz klar in uns sel er nimmt in der Tat die Form eines männlichen Begehrens Begehren haben kann, das sich durchsetzt. Aber eine Fra Wenn eine Frau ins Leben der Gesellschaft eintritt, auch fen in einer Stadtteilversammlung: Immer muß sie eine A paßt auszudrücken, der weder ihren eigenen Gefühlen no mehr oder weniger entstellt. Jedesmal muß da ein Abstan So können Perfektionsphantasien entstehen, die lähmen, ler machen kann. Auch von daher kommt das Gefühl ein machen unausweichlich ist, man aber kein Recht dazu ha Manche Frau mag sagen: Aber mir gelingt das, ich schaffe betimmten Bedingungen schaffen, sich Männern gegenüb auf Kosten einer Entstellung, die oft als persönliches Leid als Isolation von anderen Frauen, als Unfähigkeit, sie zu v Verachtung für das eigene Geschlecht. Diese Verleugnun Frauen, die eine hohe Position in der Gesellschaft erreich sind.
Sicherlich passiert es auch bestimmten Männern, sich der schaft ihnen abverlangt, nicht gewachsen zu fühlen. Aber nerkörperSein/Haben, als Ding, das er seinesgleichen zei wenn nötig auch abseits oder im Widerspruch zu ihren M heit, die ein Mann macht, wird oft als Gelegenheit benut nen und zum Beispiel die dialektischen Regeln neu zu be

Sexualität – sublimiert oder verschoben in Dinge wie Karr im eigentlichen Sinne, hat mit dem allem nichts zu tun. chen Leben hat keinen Körper und daher auch keinen Sp stisch wirkt. Lähmende, verunsichernde Perfektionsphan was sie tun, heraushalten müssen. Wer den Körper hinein Normen zu verletzten; das Tun bekommt einen Körper, sien kommen also von einem entsexualisierten Modell, d In dieser Gesellschaft hat tiefes Empfinden als getreues Be kannten Marktwert. In der einen oder anderen Weise we men wir unsere Fremdheit mit dem WillenZuSiegen und In diesem Wechsel teilen wir uns auf: Die einen beharren ren beharren auf ihrem glücklichen Eingefügtsein in die Die Zwangslage ist ein WilleZuSiegen + eine Fremdheit, ändern. Dennoch kann die Zwangslage zu einer Sichtwei die nichts von dem, was eine Frau sein&wollen kann, en

DIE EINSAMKEIT DER EMANZIPIER

Gesellschaftliche Existenz erkämpft man in einem sexuel rung abnimmt, kann eine Frau in diesen Wettkampf eint allein, auch wenn um sie herum andere Frauen sind. Sie SichLieben der Männer ist durch Karriere, Geld, Wissen

Emanzipation bedeutet, daß die Frau in diesen sexuellen bekräftigt wird. Emanzipation hebt zwangsläufig auf ind können Frauen Solidarität untereinander erreichen. Alles schaft hinein mit Worten und Wünschen, die nicht die u und unsere Zwangslage als etwas Beschämendes zu unter stand und Veränderung schöpfen könnten, wird sie meis Anpassungsanstrengungen aufgerieben.

DIE GESELLSCHAFTLICHEN BEZIEH

Der Eintritt von mehr und mehr Frauen ins gesellschaft Automatisch geschieht folgendes: Frauen neigen dazu, si

weniger Hindernisse, und man gewöhnt sich allmählich
neren, wo man nicht hinschauen kann, spielt sich müh-
rper – in einer Position bestehen kann, in der das Män-
rbeit ist nie beendet, weil sich im Inneren etwas nie daran
chen, weil der Körper sich sträubt, auf Dauer solch große

rungen und Wünschen einer Frau keinen Platz hat in die-
MännerkörperSein geformt ist. Nur so ist erklärbar, daß
t, unausweichlich ein männliches Streben wird. Mehr als
anden, wie sehr die Gesellschaft vom Vorrang des Mannes
ber, in dem Wunsch zu existieren, zu handeln, zu zählen;
s an – die einzige Form, so könnte man meinen, die ein
u verliert dabei ihren Körper.
auf einfachste Weise, wie zum Beispiel beim Wortergrei-
Anstrengung *mehr* machen, um sich einem Rahmen ange-
och Denkweisen entspricht. Ihr Fühlen&Denken wird
nd überbrückt werden, wie ein Sich-in-die Höhe-Recken.
weil sie nicht vorsehen und nicht zulassen, daß man Feh-
ner völligen Fremdheit. In einer Welt, in der Fehler
t, kann man nicht ruhig leben.
e es. Kann sein. Es gibt sicherlich Frauen, die es unter
er zu behaupten oder sogar ihnen überlegen zu sein. Aber
en verborgen ist und dennoch letzten Endes durchkommt
erstehen, und – ganz weit zurückgedrängt – auch als
g des Verlierers in uns bewirkt, daß unter den wenigen
nt haben, viele im Grunde konservativ oder reaktionär

m männlichen Modell und den Leistungen, die die Gesell-
r einem Mann bleibt noch immer sein Körper, sein Män-
gen und ihnen gegenüber in die Waagschale werfen kann,
Modellen und Regeln. Die Erfahrung der Unangemessen-
zt, um das gesellschaftlich-sexuelle Spiel wieder zu begin-
stimmen zwischen Sexualität im eigentlichen Sinne und

riere, Kunst, Geld, Politik etc. Die Sexualität einer Frau,
Ihre Zurschaustellung von Männlichkeit im gesellschaftli-
bielwert, so daß sie oft starr, nachahmend oder konformi-
ntasien kommen daher, daß Frauen ihren Körper aus dem,
nläßt, nimmt sich das Recht, Fehler zu machen oder auch
der sich nie auf Normen reduzieren läßt. Solche Phanta-
as sich zwischen Körper und Sprechen stellt.
egreifen der Gefühle und Wünsche einer Frau keinen aner-
erden sie entstellt oder verschwiegen. Gewöhnlich bezäh-
l unseren WillenZuSiegen mit der Fremdheit.
auf ihrer Fremdheit (oder stellen sie zur Schau), die ande-
Gesellschaft (oder stellen es zur Schau).
die heftig aufeinanderstoßen, ohne sich gegenseitig zu ver-
se der Gesellschaft gegenüber werden: zu einer Sichtweise,
ntstellt, verneint oder abmildert.

TEN FRAU

len Wettkampf unter Männern. Wenn Frauendiskriminie-
treten, der dennoch ein Männerwettkampf bleibt. Sie ist
ist allein in diesem SichBehaupten der Männer, das ein
, Parteien, Revolutionen ...
Wettkampf eintritt, in dem einzig und allein Männlichkeit
lividuelle Stärke ab; höchstens auf defensiven Positionen
s in allem bringt uns Emanzipation in die Spiele der Gesell-
nseren sind. Sie bringt uns dahin, unsere Unangepaßtheit
rtreiben. Obwohl wir daraus eigentlich Kraft für Wider-
st nicht in dieser Richtung wirksam, sondern wird in

IUNGEN SEXUALISIEREN

liche Leben verändert diese Situation nicht automatisch.
ch dem männlichen Modell anzupassen.

Reflexion und eine spezifische politische Praxis sind nötig,
Unangepaßtheit in den gesellschaftlichen Geschäften in ei
schaft richten: Genauso ist die Gesellschaft gemacht, genau
– aber so bin ich nicht gemacht, die Gesellschaft besteht auc
weil sich in ihr auch das ausdrückt, was ich bin, und über
will.
Die gesellschaftlichen Beziehungen müssen sexualisiert we
nicht neutral ist, da sich in ihr in verschobener Form men
Suche nach gesellschaftlicher Existenz ständig auf die Vorh
Bereichen des gesellschaftlich-kulturellen Lebens. Die gese
scheinbaren Neutralität entkleiden und zeigen, daß sich ir
schenmenschlichen Beziehungen eine Frau weder mit ihre
wiederfinden konnte. In der Tat sind die Beweggründe, da
Regeln und Gewinne alle direkt oder indirekt auf Männli
belohnt. Es ist wenig aussichtsreich, sich auf eine Situation
zu kurz kommt.
Viele Frauen ziehen es deshalb verständlicherweise vor, al
wohl sie den Weg der Emanzipation auch bis zum Ende g
Wissen&Wollen, das hinter dieser Haltung steht, sollte m
Beziehungen das MannSein vorherrscht, das Wollen, sich
Ebenso wie es uns verfehlt vorkommt, uns weiter hauptsä
uns abwegig vor, auf der Forderung nach weiteren Frauen
kulturellen Freiräumen zu bestehen. Das Zugeständnis vo
unübersehbare Ungerechtigkeit einer Gesellschaft, die zur
Männern geführt wird; aber das berührt den Kern des Pro
gen Zustand Frauen weder handfeste Anreize bietet, sich
wie sie sich selbst am besten finden. Vorausgesetzt, sie wi
einer Frau Unbehagen.

KAMPF UM WOHLBEHAGEN

Seit über einem Jahrhundert wird eine emanzipatorische
ben, um ihnen gleiche Chancen im gesellschaftlichen Leb

gekommen ist, hat sich an der möglicherweise schlimmer
Leben der Gesellschaft ohne Lust, ohne Wert und ohne
emanzipatorische Kampf geht über Energien hinweg, ohn
unverminderte Fremdheitsgefühl blockiert oder durch A
In der DDR, einem der fortschrittlichsten Länder im Kar
Schriftstellerinnen von dieser grundlegenden Fremdheit
FrauenkörperSein kommt; zum Beispiel „Selbstversuch"
Grenze, die erst später klar erkenntlich wird, aber von A
Lage einzunehmen, die man sich aus guten Gründen wün
elementarsten Erfahrung bringen zu können, jener Erfah

Andererseits ist die Integrität der eigenen Erfahrung eine
Qualität in diese Gesellschaft einzuschalten. Ohne diese
vermeiden.
Sobald dies klar ist, erscheint der Kampf gegen Diskrimi
um Wohlbehagen im gesellschaftlichen Leben: auf der W
Wünsche, Beweggründe, Verhaltensweisen, Maßstäbe hal
immer in der Gesellschaft vorherrscht und sie bis in ihre
Wir verzichten nicht auf gesellschaftliche Existenz. Desha
den uns damit nicht mehr ab und wollen zunächst erklär
chen Geschäft bereitet uns die Vorherrschaft des Männlic
breitet und vorrangig Bewunderung und Nachahmung fo
man weiß, die sich aber nicht niederschlagen. Die gesells
schung etwas entgegenzusetzen. Auch während wir uns
bemühen, brauchen wir den Austausch separat unter Frau
den WillenZuSiegen erkunden und den Kampf voranbrin
ren können.

GEGEN DEN STATISCHEN SEPARAT

Nach zehn Jahren und mehr politischer Bewegung bleib
Gesellschaft zu existieren, individuelle Faktoren, die jede
mit der besten Freundin. In unseren Gruppen tun wir un

, um damit anzufangen, unser Unbehagen und unsere
n Wissen&Wollen umzumünzen, das wir auf die Gesell-
ıso funktioniert sie, genau solche Leistungen verlangt sie
ch aus mir, daher muß sich die Gesellschaft verändern,
diesen Widerspruch werde ich verstehen, was ich sein

rden. Da die gesellschaftlich-kulturelle Wirklichkeit
nschliche Sexualität ausdrückt, treffen wir auf unserer
herrschaft des Mannes über die Frau in allen wesentlichen
ellschaftlichen Beziehungen sexualisieren heißt, sie ihrer
n den gesellschaftlich herkömmlichen Formen der zwi-
er eigenen Lust noch mit ihren eigenen Fähigkeiten ganz
as gesellschaftliche Spiel mitzumachen, wie auch dessen
chkeit ausgerichtet; Männlichkeit wird gefordert oder
einzulassen, in der die eigene Lust höchstwahrscheinlich

oseits vom gesellschaftlichen Leben zu bleiben, ob-
gehen könnten. Sie verteidigen ihre Integrität. Das
an aufgreifen, das Wissen, daß in den gesellschaftlichen
der Anpassung an das Männliche zu widersetzen.
ächlich mit Diskriminierung zu beschäftigen, kommt es
vorbehaltenen gesellschaftlichen Betätigungsfeldern und
on mehr Freiräumen ist die Antwort auf eine allmählich
r Hälfte aus Frauen besteht und fast ausschließlich von
blems nicht, daß nämlich die Gesellschaft in ihrem heuti-
einzuschalten, noch echte Möglichkeiten, so aufzutreten,
ll einen Platz in der Gesellschaft behalten, bereitet dies

Politik für gesellschaftlich benachteiligte Gruppen betrie-
en zu erkämpfen. So nah man diesem Ziel materiell auch

ren Benachteiligung noch nichts geändert: Dastehen im
Wohlbehagen. Auch dies sind materielle Elemente. Der
ne sie wahrzunehmen, Energien, die durch das eigene
npassungsanstrengungen zerschlissen werden.
mpf gegen die Diskriminierung der Frau, haben einige
geschrieben, von diesem NichtBestehenKönnen, das vom
von Christa Wolf. Der Emanzipationsprozeß hat eine
nfang an gezogen ist; eine Grenze für den Antrieb, eine
nscht, aber ohne dahinein die Integrität der eigenen
rung, die mit Körper und Sexualität zusammenhängt.
grundlegende Bedingung dafür, sich mit Originalität und
Integrität sind Mittelmäßigkeit und Zwangslage kaum zu

nierung zweitrangig. An erster Stelle kommt der Kampf
elt bestehen und vom FrauSein nichts aufgeben; Gefühle,
ben, die nicht der Männlichkeit gehorchen, die noch
freiesten Ausdrucksformen regiert.
lb richten wir jetzt den Blick auf das Unbehagen. Wir fin-
ren, woher es kommt. Schwierigkeiten im gesellschaftli-
hen, das sich in Geld, Karriere, Kultur, Politik, Kunst aus-
ordert. Das ist keine neue Erkenntnis. Das sind Dinge, die
chaftlichen Beziehungen sexualisieren heißt, dieser Auslö-
um Ausweitung gesellschaftlicher Existenzmöglichkeiten
uen, die ihre Erfahrungen in der Zwangslage untersuchen,
ngen, damit Frauen in der Welt mit Wohlbehagen existie-

TISMUS

en Zwangslage und Unbehagen beim Versuch, in der
e mit sich selbst ausmacht oder mit dem Analytiker oder
ns schwer, über den Konflikt zwischen WilleZuSiegen und

Fremdheit zu sprechen, dessen Ausgang jedoch immer die
treffen), und nicht nur Entscheidungen, vor die uns Berufs
zuwenig theoretische Arbeit geleistet und hat zuwenig po
Innerhalb unserer Gruppen tauschen wir ausgiebig persön
dern wie auch mit Tieren und der Natur im allgemeinen,
betrifft, verschwiegen oder – wenn überhaupt – erwähnt w
Opfern und der männlichen Welt als Verursacher.
Ein Bereich unserer Erfahrungen wird verschwiegen, näm
ein Wille, der die verschiedensten Anpassungen und Mask
Werk ist, die ganz und gar gefühlsmäßig aussehen. Zum B
WilleZuSiegen und Angst zu versagen. Wir neigen dazu, u
leiten lassen.
Diese Unzulänglichkeit spiegelt sich auch darin wider, daß
Leben zu verändern, ihren WillenZuSiegen geweckt hat, a
zipationsspielchen abgegeben hat. Frauengruppen laufen
den, der vom gesellschaftlichen Ablauf und von den gesel
Randstellung von Frauen verhindert ebensowenig wie die
ten der Initiative des Mannes unterworfen sind, sei es als g
gende. Wünsche&Wissen des FrauSeins bleiben weiterhin
Schweigen kein Ende, da er die Frauen mit ihrer Besonder
ihrer Besonderheit auf der anderen.
Um eine Existenz zu finden, haben wir uns von gemischte
beherrscht sind (das heißt, in denen von Männern gedach
sich angeeignet hat); wir haben uns auf unseresgleichen b
ein uns eigenes Wissen: über uns selbst, über unser In-der
begeben, um zu existieren und ein Stück Welt für uns zu h
loben, die wertlos ist, außer als Ort der Verzweifelten un
Kampfmittel und nicht etwa eine Festschreibung des Mar
der Vergangenheit mit Emanzipation oder mit Verzicht s
stellen oder gleich von Anfang an verzichten, dann werde
Mann wieder zunichte.
Unsere fundamentale Fremdheit dieser Gesellschaft und
sie verflochten mit dem Willen auftaucht, in dieser Welt

WilleZuSiegen verdunkeln sich nicht gegenseitig, sondern
gleiche sein wird, wenn in ihr FrauenBegehren und Fraue
MannSein Sinn in seiner Teilhaftigkeit finden und sich vo

EINE GEMEINSAME WELT DER FRA

Der größte Mangel, der sich um uns auftut: Wir haben ke
Adrienne Rich[1] greifen wir auf. Eine Frau, die in irgendein
nes Überleben, sei es für ihre eigene Befriedigung, tritt im
ge, die ihr elementar und wesentlich sein können und ihr
diese Dinge haben dort nie exisitert. Und umgekehrt: Sie
in denen sie sich nicht wiedererkennen kann – obwohl sie
großen Probleme hat, sich bekannt zu machen.
Im persönlichen Mann-Frau-Verhältnis ist durch die polit
gebrochen worden zugunsten autonomer Haltungen und
sind und nicht auf männliche Interessen schielen; wenn w
von neuem ohne Maßstäbe da, die in unseren Interessen w
sexueller Frigidität und der Zwangslage, in die uns Leistu
wohl eine Analogie. Die Frigidität von manchen Frauen
Frauen ausgeübt wird, den stummen Widerstand des Frau
politischen Kampf getrieben, um diesem Widerstand Geh
Mann zu ändern. Zwangslage im gesellschaftlichen Leben
von Fremdheit und Widerstand.
Bis jetzt war dieser Widerstand stumm. In der Gesellscha
genheiten, die nicht besonders wichtig genommen werde
auch wenn es angesagt wäre, Kritik zu äußern. Ob konfo
Kriterien, die mit unserem FrauSein nichts zu tun haben.
Gemeinsames werden, da das einzig mögliche Gemeinsam
Grund, warum uns die Gesellschaft Plätze und Erfolge ve
gung durch die Gesellschaft von vornherein belanglos ist.
Wesen, die keine Männer sind, aber auch nicht richtig Fr
Die gesellschaftliche Wirklichkeit erkennt unsere Erfahru
Nur im Bezug auf andere Frauen haben wir eine Möglich

e Entscheidungen beeinflußt, die wir treffen (oder nicht
stätigkeit stellt. In diesem Punkt hat die Frauenbewegung
olitische Praxis.
nliche Erfahrungen aus mit Männern, Frauen und Kin-
während alles, was die gesellschaftlichen Geschäfte
ird unter der Überschrift „Diskriminierung" mit uns als

lich unser WilleZuSiegen, der uns in Zwangslagen bringt,
kierungen übersteht und auch in Entscheidungen am
Beispiel kann man ein Kind in die Welt setzen aus
uns als Menschen darzustellen, die sich nur von Gefühlen

ß die Frauenbewegung zwar viele Frauen angeregt hat, ihr
aber auch einen Deckmantel für Außenseiter- und Eman-
Gefahr, zum Ort für Authentizität von Frauen zu wer-
lschaftlichen Geschäften abgetrennt ist. Eine erklärte
Emanzipation, daß Frauen in gesellschaftlichen Geschäf-
geschwätzige Mitarbeiterinnen, sei es als gelähmte Schwei-
n stumm. Der feministische Separatismus bereitet dem
rheit auf der einen Seite ansiedelt und die Gesellschaft mit

en Gruppen und Bewegungen abgesetzt, die von Männern
ıte Projekte vorherrschen und Sprache, die das MannSein
ezogen, um ein uns eigenes Begehren auszudrücken und
-Welt-Sein und über die Welt. Wir haben uns ins Abseits
aben – nicht um eine Randstellung in den Himmel zu
d Verlierer. In anderen Worten: Der Separatismus ist ein
nn-Frau-Verhältnisses. Wenn wir unsere Wünsche wie in
stillen, uns also dem Kampf mit individueller Begabung
en die bereits erreichten Fortschritte im Verhältnis zum

Kultur gegenüber muß untersucht werden, immer wenn
zu siegen, zu existieren, zu zählen. Fremdheit und

n verstärken sich, so daß die Gesellschaft nicht mehr die
enWissen sich frei entfalten werden. Dann wird auch das
on seiner unterdrückenden Vollkommenheit befreien.

UEN

eine „gemeinsame Welt der Frauen". Diese Einsicht von
ner Art gesellschaftliche Existenz sucht, sei es für ihr eige-
mer in die gemeinsame Welt der Männer ein, in der Din-
sehr am Herzen liegen, ins Nichts abgleiten, nicht zählen;
tritt in eine Welt ein, wo sie sich Dingen gegenübersieht,
natürlich weiß, daß es sie gibt, da die Männlichkeit keine

tische Bewegung der letzten Jahre die alte Sichtweise auf-
unabhängiger Maßstäbe, die unter uns üblich geworden
ir uns in die Gesellschaft einschalten, stehen wir dagegen
urzeln, und daher ohne unabhängige Meinung. Zwischen
ngen im gesellschaftlichen Leben bringen, gibt es sehr
hat ebenso wie sexuelle Gewalt, die von Männern auf
uenkörpers enthüllt und hat uns zu einem gemeinsamen
ör zu verschaffen und um das persönliche Verhältnis zum
, Stummbleiben, Angst und Unbehagen „sprechen" also

ft sind wir noch isoliert und sprachlos, außer in Angele-
n. Im Wesentlichen wiederholen wir oder schweigen wir,
rmistisch oder subversiv handeln und denken wir nach
. Diese Kriterien schließen aus, daß Frauen ein achtbares
ne geringgeschätzt wird. FrauSein allein ist nicht der
erschließt. Aber nur deshalb, weil FrauSein in der Bestäti-
. Eine seltsame gesellschaftliche Existenz führen wir da,
au.
ungen nicht an oder neigt dazu, darüber hinwegzugehen.
nkeit, die Inhalte dieser Erfahrungen wiederzufinden und

auch auf ihnen zu beharren. Vielleicht gibt es kein anderes Mittel, damit das FrauSein dem MannSein das Maß seiner Teilhaftigkeit gibt und damit Beziehungen und Interessen wahrgenommen werden, die sich nicht auf den Mann beziehen. Solange die Teilhaftigkeit von MannSein/FrauSein im gesellschaftlichen Leben kaum existiert, ist die Gesellschaft entstellt und entstellt uns.
Es ist so gut wie unvorstellbar, daß eine Frau allein Erfolg haben haben könnte in einer Welt, wo von der Fabrik bis zum Forschungsbetrieb, vom Kindergarten bis zum Fußballstadion, von den Gesetzen bis zu den Gedichten alles, was gehandelt wird und was die Männer einmütig hochhalten, die Vorzüglichkeit des MännerkörperSeins ist. Eine Frau kann hingegen Erfolg haben, wenn Sie ein Gewebe von bevorzugten Beziehungen zwischen Frauen anzettelt, in dem die Erfahrung, die zum FrauSein gehört, in gegenseitiger Anerkennung verstärkt wird und in gesellschaftliche Wirklichkeit übersetzt werden kann. Das nennen wir die gemeinsame Welt der Frauen, ein Gewebe von Verbindungen und Bezugspunkten zwischen unseresgleichen, das in der Lage ist, unsere Erfahrungen in ihrer Gesamtheit zu berücksichtigen und ihnen Festigkeit und Wirkung zu verleihen; in dem auch das aufgenommen und weiterentwickelt wird, was viele Frauen unter schwierigen Bedingungen punktuell bereits erreichen konnten. In anderen Worten: ein In-der-Welt-Sein, in dem wir uns in Beziehungen zu Frauen halten und darin das verkörpern, was durch die männliche Vorherrschaft verneint wird und was die eigentliche Grundlage unseres mehr FrauSeins als MannSeins ist. Es gibt nur eine Welt, die von Frauen bewohnt ist ebenso wie von Männern, Kindern, Tieren und verschiedenen Dingen, lebendigen und nicht lebenden, und in dieser Welt, die eine einzige ist, wollen wir mit Wohlbehagen leben.

EINE NIE DAGEWESENE STÄRKE SCHAFFEN

Solidarität ist ein wertvolles Element, aber sie genügt nicht. Wenn erst einmal ein Minimum von gemeinsamem Interesse gewahrt ist, kann dessen Verteidigung nicht mehr das alleinige Band sein, sondern dann brauchen wir vielfältige und starke Beziehungen, in denen Verschiedenartigkeit als Bereicherung und nicht mehr als Bedrohung ins Spiel kommt.
Verschiedenartigkeit zeigt sich oft in Ungleichheit, und Ungleichheit anerkennen bedeutet Wert zuerkennen. Unser wichtigstes Interesse dabei ist, daß das Bewerten unter Frauen stattfindet – und die Voraussetzung dafür ist, daß FrauSein Wert hat. Nicht einen allgemein-abstrakten Wert, sondern einen Wert in dem Zusammenhang, in dem eine jede von uns lebt mit WilleZuSiegen und Fremdheit in ihrem Innern. Bewerten heißt, sich aus eigenem Interesse rückhaltlos an unseresgleichen wenden – an deren WillenZuSiegen, an deren Fremdheit. Dann wird Bewerten zu einem tragfähigen Band, das Dinge in Umlauf bringt, die im Kontakt der einzelnen Frau mit der Männergesellschaft verschwiegen oder verbogen waren.
Da wir eine Welt anzetteln wollen, in der die Interessen, die sich mit dem FrauSein einstellen, sich frei entfalten

können und in der eine Frau leben kann, ohne sich rechtfertigen zu müssen, bringen wir hier ein Ergebnis unserer politischen Praxis ein, nämlich unsere Erfahrungen mit Beziehungen zwischen Frauen. Genau um Ungleichheit zwischen Frauen geht es, um die Notwendigkeit, Ungleichheit zu handhaben und sich unter ungleichen Frauen einander souverän anzuvertrauen.

In unseren Gruppen wird Ungleichheit gemeinhin nicht zugegeben im Namen eines von der linken Bewegung übernommenen Gleichheitsdenkens, in Wirklichkeit aber vielleicht als Gegenbewegung gegen das durch die zensierende Mutter erdrückte Selbstwertgefühl. In der patriarchalischen Gesellschaft hat die Mutter-Tochter-Beziehung kein Format und ist daher oft konfliktgeladen und unproduktiv. Wir haben verstanden, daß Ungleichheit zwischen Frauen praktikabel ist und daß ihre Praxis wertvoll ist. Wenn wir anerkennen, daß eine, die uns gleicht, mehr Wert hat, sprengen wir eine Regel der Männergesellschaft, derzufolge außer der Mutter alle Frauen eben gleich sind; außerdem befreit es uns, im Verhältnis zum Mann eingeschüchtert und unterlegen, von der Notwendigkeit, wenigstens mit denen, die wie wir sind, auf einer Stufe zu stehen. Auch Frauen sind von Müttern geboren worden. Der Kampf gegen das Patriarchat in der Gesellschaft verlangt, daß wir dem ursprünglichen Tochter-Mutter-Verhältnis heute wieder lebendige Kraft verleihen, denn dort war für eine Frau beides möglich: Liebe und Achtung. In der Mutter hatte die Frau sowohl ihre erste Liebe als auch ihr erstes Vorbild.

Wollen wir nun in unseren Beziehungen die Hierarchie von Mehr und Weniger reproduzieren, die wir – in der Gesellschaft Verlierer – doch gerade verabscheuen? Die Antwort muß lauten: ja und nein. Ja, weil es nötig ist, mit der Gleichsetzung aller Frauen zu brechen, da sie auf dem Unwert des FrauSein beruht – die Gleichsetzung aller Frauen hat ihre Wurzeln in der tiefen Unsicherheit einer jeden von uns; Gleichsetzung erspart uns nicht, den in der Gesellschaft herrschenden Hierarchien unterworfen zu sein. Aber auch nein, weil das Mehr Unterschiede zwischen Frauen bestimmt und einem anderen Verhältnis Raum gibt, in dem Liebe und Achtung sich *zusammen* ausbreiten können.

Die Anerkennung der Ungleichheit zwischen Frauen ist also kein Ziel in sich. Sie macht uns vertraut mit einem notwendigen Widerspruch, damit wir ohne die Angst leben können, weniger zu sein als eine andere Frau, und damit jede das Gefühl für ihren eigenen Wert findet, indem sie sich – das macht Stärke aus – auf andere Frauen stützen kann.

Daß Frauen den Wert anderer Frauen würdigen und einander anvertrauen, schafft eine nie dagewesene Stärke: einen Rückhalt, der das FrauSein voll und ganz bekräftigt und darüber hinaus das „Mehr", nach dem wir suchen.

Gelebte Ungleichheit verleiht den wesentlichen Gefühlsregungen, die mit der ursprünglichen Mutterbeziehung verknüpft waren, Regel, Dynamik und daher Produktivität. Mit der Anerkennung dessen, was eine andere mehr sein kann, können diese Gefühle in ihrem ursprünglichen Sinn zum Tragen kommen, da sie sich von ihrer Ambivalenz und uns von unseren Klagen befreien.

IM LICHT EINES LEBENDIGEN BEGEHRENS

Den eigenen Gefühlen gerecht zu werden ist ein Schritt auf dem Weg zum Wohlbehagen, zum Ende der Angst. Wohlbehagen ist der Mittelweg zwischen wildem WillenZuSiegen und Unterwerfung, zwischen Allmachtsphantasien und Scheitern. Wohlbehagen bedeutet, einen Draht haben zwischen den eigenen Gefühlen und den Dingen, die in einer gegebenen Situation zu bedenken und zu tun sind. Unbehagen ist kein psychisches Problem. Der Anspruch auf Wohlbehagen ist eine politische Praxis, die uns ständige Bekräftigung ist: Anstrengungen, um unsere Gedanken und Empfindungen zu vermännlichen, unterdrücken uns und sind obendrein unsinnig. Ständige Bekräftigung, daß wir Erfahrungen und Begehren von Frauen in die Gesellschaft setzen wollen und damit die Dinge verändern, in eine Gesellschaft, die davon nichts wissen will. Ständige Bekräftigung, daß Wohlbehagen das materiellste unserer Bedürfnisse neben anderen materiellen Bedürfnissen ist. In einer Welt, in der das Begehren versteinert ist, ist der Kampf um Wohlbehagen ein subversiver Kampf. Der Wille, uns in der Welt wohlzufühlen, setzt die Dinge wieder in ein lebendiges Verhältnis zum Begehren, die Dinge, die in diesem Licht neu betrachtet und soweit nötig verändert werden müssen, mehr oder weniger, vielleicht sehr.

(Aus dem Italienischen von Lilo Schweizer)

Anmerkungen:
1 Adrienne Rich: Il mondo commune del donne (Die gemeinsame Welt der Frauen); in: Segreti, silenzi, bugie (Geheimnisse, Schweigen, Lügen); La Tartaruga, Mailand 1982

Nachwort der Übersetzerin

Dieser Text ist im Januar 1983 als Sonderausgabe von *Sottosopra* erschienen. Sottosopra wurde in Mailand von der Frauengruppe „Gruppo 4" herausgebracht, die in der italienischen Frauenbewegung für ihre nonkonformistischen (bezogen auf die Frauenbewegung!) Stellungnahmen bekannt ist. *Più donne che uomini,* so der Originaltitel, wird seitdem als neue theoretische Basis (zusammen mit den Schriften von Luce Irigaray) diskutiert.
Im April 1983 wurde der Text übersetzt und von der TAZ veröffentlicht. Im August 1983 wurde er im Frankfurter „Pflasterstrand" abgedruckt, „neu übersetzt und gekürzt", wie es dort in der Einleitung heißt. Willkürlich gekürzt und in vorhandenen Scene-Slang gepreßt, würde ich sagen.[1] Da beide Übersetzungen meiner Meinung nach den eigentlichen Inhalt des Textes nicht wiedergeben, habe ich den ganzen Text nochmal übersetzt und versucht, was an „Neuem" drinsteht, weder in linke noch in feministische Klischees hineinzudrücken, sondern so vorsichtig wie möglich zu übertragen, auch im Sinne dessen, was Luce Irigaray „Frau-Schreiben" nennt, auch im Sinne dessen, was Gertrude Stein zu Wörtern, Sprache und Erzählen sagt. Nicht zuletzt im Sinne des „Werdens" von Deleuze&Guattari. Und und und. Ein Nachwort ist kein Roman.
Ein Zitat von Frau Stein kann ich mir jedoch nicht verkneifen: „Ich mag das Gefühl von Wörtern die tun was sie wollen und was sie tun müssen wenn sie leben wo sie leben müssen also wo sie angekommen sind um zu leben was sie selbstverständlich auch tun."[2]
Die Mailänder Frauen haben mich autorisiert, diese Übersetzung im deutschsprachigen Raum zu verbreiten. *LS im Oktober 1984, Fermignano*

Anmerkungen
1 Die „Diskussion", die daraufhin in der nächsten Ausgabe von „Pflasterstrand" erschien, läßt sich kurz zusammenfassen mit: „Letzte Woche sind wieder zwei Frauen in F. vergewaltigt worden ..."
2 Gertrude Stein: Erzählen; vier Vorträge; übertragen von Ernst Jandl, Bibliothek Suhrkamp, Bd. 278, 1980, p. 36

DOKUMENTATION
DER FALL BRENNER - GESCHICHTE EINER VERHINDERUNG

EINE FÜR ALLE, ALLE FÜR EINE?

DIE SCHWARZE BOTIN dokumentiert nachstehend durch teilweisen Abdruck der ASTA-Materialien zum „Fall Brenner - Geschichte einer verhinderten Berufung" die Genesis des Hamburger Lehrstuhls für marxistische Literaturtheorie, Literatursoziologie und Hermeneutik sowie die 1972 herrschende Meinung der Hamburger Studenten und Studentinnen, da der trotz einzelner Entstellungen und zeitgebundener politischer Wertungen einer der wohl bedeutendsten zeitgenössischen Kritikerinnen im deutschsprachigen Raum nicht unwahre Bericht über die Berufungsangelegenheit der durch Intrigen Verhinderten eine auch für die feministische Willensbildung beachtliche studentische Leistung darstellt. „Viele Frauen haben aus ihren Erfahrungen mit dem Wissenschaftsbetrieb (vor allem dem linken) eine zunächst verständliche, vermeintlich radikal feministische Konsequenz gezogen: Wissenschaft, Denken generell als männlich zurückweisend, haben sie ihre soziale Existenz kurzerhand zu einer gegenkulturellen erklärt. Der Auszug der Frauen aus der ‚Männergesellschaft' hat uns einen bisweilen gut zu vermarktenden Kulturfeminismus beschert, der auf der Suche nach dem spezifisch Weiblichen ein mythisches ‚anderes' pflegt. Tabus, Denkverbote des (gegen-)kulturellen Feminismus, die notwendige Abgrenzung nach links gingen oft so weit, daß schon das Wort Kapitalismus genügte, um die, die es gebrauchten, Kollaborateurinnen zu nennen." (Hildegard Brenner, Johanna Wördemann, Zu diesem Heft, alternative 120'21, Juni/August 1978.)
Die Literaturwissenschaftlerin Marianne Schuller, Anfang 1984 zur Professorin auf Lebenszeit an die Universität Hamburg auf einen Lehrstuhl für Literaturtheorie und Literaturkritik berufen, hob nach wohlklingenden Erklärungen auf der Berliner Sommeruni '83 über die Marginalität von Frauen im Wissenschaftsbetrieb und einer Kampfansage gegen die daraus folgende existentielle Erfahrung des Ausgegrenztseins (abgedruckt in der Dokumentation der 7. Sommeruniversität für Frauen, „Wollen wir immer noch alles? Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma", 1. Aufl. 1984, Berlin, S. 311-318) durch zwei im Umfeld der Sommeruni '83 mit Prof. em. Dr. Hildegard Brenner geführten Gespräche und anschließendem faktischen Nichtstun ihre Meinung hervor, daß nicht jede das gleiche Recht habe, an den Kämpfen des Feminismus teilzunehmen. Pioniergeist und Koordinationsanspruch sind auf der Strecke geblieben.
Der Bericht ruft in seltsamer Weise das Gedächtnis an eine Zeit wach, die durch die Rezeption der kritischen Theorie geprägt war und durch die Erschließung des Naturbegriffs die erkenntniskritischen Voraussetzungen feministischer Frauenforschung schuf. B. W.

I. VORWORT

Seit der Studentenrevolte ist die gesellschaftliche Funktion der Wissenschaften, ist ihr Theorie- und Praxisverständnis ins Zentrum der wissenschaftstheoretischen Diskussion gerückt. In der Auseinandersetzung mit Hermeneutik (Dilthey, Gadamer) und kritischer Theorie (Adorno, Marcuse, Habermas) profilierten die Assistenten in Hamburg ihr Interresse an einer emanzipatorischen Wissenschaft, die die Einheit von Erkenntnistheorie, Gesellschaftstheorie und Theorie der Literaturwissenschaft gewährleisten und durch Interpretation zur politischen Handlungsorientierung aufklären sollte.
Auf einer konkreten politischen Ebene und wesentlich bestimmt durch die Auseinandersetzung mit den Klassikern des Marxismus entwickelte die Studentenschaft ihre Vorstellungen von künftiger Literaturwissenschaft. Kontrovers zwischen beiden Gruppen war unter anderem die Einschätzung der gegenwärtigen Gesellschaft und zukünftigen Gesellschaftsentwicklung, die Rolle der Wissenschaft und der Intelligenz, der reproduzierenden oder produktiven Leistung von Literatur sowie der emanzipatorischen Möglichkeit und wissenschaftlich angemessenen Strategie gesellschaftlichen Fortschritts durch Beschäftigung mit Literatur. In Zusammenhang mit der Debatte um die Studienreform fanden sich Assistenten und Studenten vor gemeinsamen politischen und wissenschaftlichen Fragen, von denen man erkannte, daß sie nur gemeinsam und mit Hilfe neuer Lehrkräfte, die eine wissenschaftliche Alternative zum bestehenden Lehr- und Forschungsbetrieb anzubieten hatten, gelöst werden konnten. Deshalb wurden auch die Forderungen der Studenten nach einem konsequenten Wissenschaftspluralismus - und damit der Errichtung eines Lehrstuhls für marxistische Literaturwissenschaft - von den Assistenten unterstützt. Da der Hamburger Lehrkörper diese studentischen Interessen überhaupt nicht oder nicht genügend berücksichtigte, versuchten die Studenten in Selbstorganisation sich fortschrittliche Lehrinhalte zu erarbeiten. Das Organisationsmodell Germanistik hat neben anderen Funktionen auch diese Aufgabe. Die Assistenten äußerten sich im Wintersemester 1970/71 in einer Stellungnahme positiv zu diesem Organisationsmodell.
Der Fachschaftsrat favorisierte in der Auseinandersetzung um die Besetzung des Lehrstuhls, deren Entwicklung im folgenden beschrieben werden soll, die Kandidaten Schumacher und Brenner, da man bei erster Prüfung der Kandidaten zu dem Schluß gelangt war, daß Brenner und Schumacher marxistische Literaturwissenschaft qualifiziert lehren würden und an einer konsequenten Auseinandersetzung zwischen marxistischer und bürgerlicher Wissenschaft interessiert sind; beide hatten sich in den ausgeschriebenen Bereichen durch viele Publikationen und Forschungsergebnisse hervorgetan. Nach dem Ausscheiden von Schumacher setzte sich der FSR für Frau Brenner ein; sie war vor allem durch ihre Tätigkeit in der „alternative" für viele Studenten ein Begriff.
In einer großen Anzahl von Publikationen hat Frau Brenner ihre Qualifikation für eine H4-Professur unter Beweis gestellt. Hier sollen nur diejenigen genannt werden, die insbesondere den Anforderungen der Ausschreibung entsprechen:
„Die Verfahrungsweise des poetischen Geistes." Eine Untersuchung zur Dichtungstheorie Hölderlins, 1952
Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, 1963
Die politische Formierung der Preußischen Akademie der Künste 1933 ff., 1971
Die Kunst im politischen Machtkampf der Jahre 1933/34, 1962
Was ist nationalsozialistische Literatur, 1964
Die beiden deutschen Literaturen, 1965
Lesebücher in der DDR, 1966
Brecht in der DDR, 1967
Die neue Literatur in der DDR, 1967
Der Benjamin-Nachlaß in Potsdam, 1967
Über die Lesbarkeit der Bilder. Benjamins Begründung einer materialistischen Interpretationstheorie, 1968
In Sachen Benjamin. Bericht über die Kontroverse mit Adorno - zu Benjamins materialistischer Ästhetik, 1968
Vorworte zu den „alternative"-Heften „Karl Korsch - Lehrer Bertolt Brechts" (1965), „Literatursoziologie (Lucien Goldmann)" (1966), „Walter Benjamin" (1968), „Georg Lukács" (1969), „Literatursoziologie" (1970)
Der gesamte Verlauf der Berufung in den universitären Gremien und in der Behörde verdeutlicht noch einmal, daß Berufungsfragen in einer Klassengesellschaft immer Machtfragen sind. Gerade in der Berufungspolitik drückt sich das Kräfteverhältnis innerhalb und außerhalb der Universität aus.
Der Fall Brenner bewirkte bei den beteiligten Studenten einen kollektiven Lernprozeß, aus dem sich Konsequenzen für die weitere Berufungspolitik ergeben müssen. Es hat sich vor allem herausgestellt, daß Kommissionsmitglieder oft einem institutionellen Zwang unterworfen sind (z. B. Verschwiegenheit, taktisches Verhalten gegenüber den Professoren). Dies kann die zeitweilige Loslösung von der studentischen Basis zur Folge haben. Obwohl gerade in diesen Berufungsverhandlungen gute Ansätze vorhanden waren (z. B. längere Diskussionen zwischen studentischen Vertretern in der Kommission und FSR oder teilweise Einbeziehung der Kerngruppe marxistische Ästhetik in die fachliche Auseinandersetzung), wurden diese nicht weiterentwickelt. In den nächsten Berufungsverhandlungen muß eine bessere Koordination zwischen studentischer Basis, FSR und Kerngruppen und den studentischen Gremienvertretern stattfinden, um eine bessere Kontrolle - aber auch eine Unterstützung - dieser Vertreter zu gewährleisten.
Ständig muß in den einzelnen Etappen eine politische

9790

Analyse des Kräfteverhältnisses unternommen werden, um von daher das weitere Vorgehen bestimmen zu können.
Durch die Herausgabe dieser Dokumentation will der FSR einen Lernprozeß bei möglichst vielen Studenten einleiten. Anhand von Beispielen kann konkret über Wissenschaftsverständnis, über Fragen der Studienreform und inner- und außeruniversitäre Machtverhältnisse diskutiert werden.
Diese Dokumentation sollte auf den verschiedensten Ebenen besprochen werden, z. B. in den einzelnen Kerngruppen oder in den literaturwissenschaftlichen Einführungskursen, in denen Fragen des Wissenschaftsbegriffes und der Studienreform ohnehin schon diskutiert werden. Im Zusammenhang mit den Berufsverboten für links stehende Bewerber für den öffentlichen Dienst und dem Hochschulrahmengesetz (Beschneidung der Mitwirkungsrechte der Studenten bei Berufungen), stellt diese Berufungsangelegenheit ein ausgezeichnetes Lehrstück dar.
Der Fachschaftsrat hat sich in dieser Dokumentation an das Universitätsgesetz gehalten, in dem es heißt: „Die an den Sitzungen der Gremien der Universität Beteiligten sind zur Verschwiegenheit über die ihnen bei der Beratung von Personalangelegenheiten bekanntgewordenen Tatsachen ... verpflichtet." (§52 (4) UniG).
Der Akademische Senat hat am 11. 6. 71 diese Vorschrift des Universitätsgesetzes ausgelegt und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß der Geheimhaltungspflicht der dreifache Zweck zugrunde liege, „die Persönlichkeitssphäre der von der Beratung Betroffenen und der daran Beteiligten zu schützen sowie einer offenen und freien Diskussion zu dienen" (zitiert nach der Vorlage des Rechtsreferats der Universität vom 26. 5. 71). Der Fachschaftsrat hält es trotz der gegenwärtigen Versuche der CDU/CSU auf Länder- und Bundesebene, das Mitbestimmungsrecht der Studenten bei Berufungsangelegenheiten zu beschneiden, für geboten, die Geheimhaltungspflicht bei Personalangelegenheiten genau zu beachten, da ihm die Persönlichkeitssphäre der von der Beratung Betroffenen und der daran Beteiligten sowie eine ungehinderte Diskussion durchaus als schutzbedürftig und schützenswert erscheinen.
Der Fachschaftsrat hat daher davon abgesehen, die Namen der Personen anzugeben, die in nicht-öffentlichen Sitzungen hier zitierte oder dem Sinn nach wiedergegebene Äußerungen getan haben. Die namentliche Nennung einzelner ist zudem bei der Analyse von Argumentationen und Entscheidungen nicht unbedingt notwendig; entscheidend ist die Charakterisierung von politischen Fraktionen und Positionen.

Fachschaftsrat Germanistik

II. AUSEINANDERSETZUNG UM DIE STELLENBESCHREIBUNG IM INSTITUTSRAT

In seiner Sitzung vom 8. 12. 1970 entschied der *IR Literaturwissenschaft* über die Stellenbeschreibung der bereits zum SS 1971 zu besetzenden H4-Professur für neuere deutsche Literaturgeschichte. Im Laufe der Diskussion wurden folgende fünf Vorschläge eingebracht: Schwerpunkt(e) in

1. Marxistische Literaturtheorie (vorgeschlagen von Studenten und Assistenten)
2. Literaturtheorie, Literatursoziologie, Hermeneutik (vorgeschlagen von Professoren)
3. Marxistische Literaturtheorie, Literatursoziologie, Hermeneutik (vorgeschlagen von Dozenten)
4. Literaturtheorie unter besonderer Berücksichtigung der marxistischen Theorie (vorgeschlagen von Studenten und Assistenten)
5. Marxistische Literaturwissenschaft im Rahmen allgemeiner Wissenschaftstheorie (vorgeschlagen von Studenten und Assistenten)

Vorschlag 1 wurde nach Diskussion zurückgezogen, da er durch andere Formulierungen gedeckt schien.
In der folgenden Einzelpunkt-Abstimmung, für die sich der IR mit 7:3 Stimmen entschieden hatte, erhielt der Professorenvorschlag (2) vier Stimmen, Dozentenvorschlag (3) zwei Stimmen, Studenten-Assistenten-Vorschlag (5) vier Stimmen, Vorschlag 4 keine Stimme.
Nach diesem unentschiedenen Ergebnis, das die Hoffnungen auf ein Stimmensplitting in einer der Gruppen enttäuscht hatte, wurden in einem neuen Durchgang die Vorschläge der Studenten und Assistenten (4 und 5) alternativ gegen die Vorschläge der Professoren und Dozenten (2 und 3) abgestimmt, wobei Studenten und Assistenten wenig überraschend mit 4:6 Stimmen unterlagen; die nun folgende Alternativentscheidung zwischen den übriggebliebenen Vorschlägen ergab vier Stimmen für den Dozentenvorschlag (3), drei Stimmen für den Professorenvorschlag (2) und drei Enthaltungen. Damit lautete die Stellenbeschreibung: H4-Professur für neuere deutsche Literaturgeschichte. Erwünscht sind Schwerpunkte in Marxistischer Literaturtheorie, Literatursoziologie, Hermeneutik.
Um dem FBR ein eindeutiges Ergebnis vorlegen zu können (mit dem Ziel, die Mehrheitsentscheidungen solidarisch dort durchzusetzen), beschloß der IR die Annullierung der Abstimmung und entschied sich in der notwendigen Wiederholung mit nunmehr 7:3 Stimmen für den Vorschlag der Dozenten.

1. GRUPPENINTERESSEN

Um die Dokumentation der Abstimmung im IR verstehen zu können, muß man zunächst wissen, welche Gruppen(vertreter) welche Interessen artikuliert haben und wie sich diese unter den Bedingungen der Machtverteilung durchgesetzt haben.
Es ist zuerst bezeichnend, daß sich die von *Studenten und Assistenten* eingebrachten Vorschläge am eindeutigsten für eine Qualifikation in marxistischer Theorie aussprachen, um auf diese Weise eine seit mehreren Semestern dem ganzen Seminar bewußte Lücke im literaturwissenschaftlichen Lehr- und Forschungsbetrieb schließen zu helfen.
Auf der anderen Seite kann es nur den überraschen, der unseren *Professoren* sowohl die Fähigkeit zur Reform als auch Reformwilligkeit unterstellt, daß die von der Seminarstruktur her begründete Forderung der Studenten und Assistenten auf die schroffe Ablehnung der Ordinarien traf: Im Gegenzug formulierten sie den Titel „Literaturtheorie, Literatursoziologie, Hermeneutik", verzichteten so (z. T. in bewußtem Gegensatz zu früheren Äußerungen) auf die Spezifizierung „marxistisch" und brachten auf diese Weise angemessen ihre konservativen bis liberalen Interessen sowie ihre Angst vor wissenschaftlichen Alternativen zum Ausdruck.

Pluralistisch „offen" erklärte sich der Vorschlag der *Dozenten:* gleichgewichtig neben marxistischer Literaturtheorie forderte er Literatursoziologie oder Hermeneutik. Oberflächlich betrachtet erscheint die Formulierung der Dozenten als ein Vermittlungsvorschlag, der die Interessen von Studenten, Assistenten und Professoren addiert und so jedem das Seine gönnt – so als ob drei Lehrstühle zu besetzen seien. Es wird jedoch zu zeigen sein, wie die im Dozentenvorschlag implizierte Pluralismusideologie objektiv mit den vorherrschenden Interessen der Professoren harmoniert, wie sie unter dem Schein wissenschaftlicher Offenheit einerseits die Unfähigkeit zu einer in gleicher Weise wissenschafts- wie gesellschaftstheoretisch fundierten Entscheidung rationalisiert und andererseits als liberale Abwehrstrategie gegenüber einem von bürgerlicher Seite als „dogmatisch" inkriminierten Wissenschaftsverständnis fungiert.
Faktisch fungierte die pluralistische Formulierung der Dozenten zunächst nur als Kompromiß in der Abstimmung, verdeckt stellte sie jedoch zugleich die Weichen für die folgende politische Auseinandersetzung um die Besetzung der H4-Professur.
Daß der Dozentenvorschlag als Kompromiß fungieren konnte, spricht für den Zwang, den die Machtkonstellation (Paritäten) auf Entscheidungen wie solche über Fachstruktur und zukünftige Forschung und Lehre ausübt.

2. MACHTVERHÄLTNISSE

Das Bestehen von wissenschaftlichen und politischen Gruppeninteressen und ihre durch Paritäten festgelegte Stärke machen relevante Entscheidungen wie solche über Berufungen, Studienreform, inneruniversitäre Demokratie u. a. mit hoher Wahrscheinlichkeit prognostizierbar; umgekehrt beweist die Prognostizierbarkeit solcher Entscheidungen, daß in den Gruppen spezifische Interessen vorherrschen (natürlich nicht unabhängig von Personen), die sich aufgrund der im Universitätsgesetz festgesetzten Stimmenanteile im Entscheidungsprozeß durchsetzen und damit dessen demokratische Substanz grundsätzlich in Frage stellen.
[...] Die Übereinstimmung von Gruppenvoten und wissenschaftspolitischer Orientierung widerlegt einmal mehr die professorale Chimäre von der heterogenen Interessenlage gerade ihrer Gruppe, eine Behauptung, an die sich, wenn sie nicht mehr mit der Wirklichkeit in Einklang gebracht werden kann, die Rechtfertigung anschließt, daß, wenn sie – die Professoren – als homogene Interessengruppe votieren, dies nur die Reaktion sei auf die Solidarität bei und zwischen Assistenten und Studenten. [...] Unterschlagen wird dabei, daß Dozenten, Assistenten und Studenten nur durch Delegierte im IR vertreten sind, während alle Professoren qua UniG dort als Personen sitzen, von ihnen also gerade eine individuelle Entscheidung erwartet wird.
Die Abstimmung im IR läßt jedoch keinen Zweifel daran, daß die politischen Interessen der Professoren (wie auch immer heterogen von liberal bis konservativ) sie in relevanten Fragen, nämlich solchen, die ihre Herrschaft und die mit ihnen herrschende Wissenschaft tangieren, als geschlossene Gruppe auftreten lassen, gegen die Assistenten und Studenten in der Regel nicht den Bruchteil einer demokratischen Chance besitzen. [...]

Das Universitätsgesetz, das mit dem Anspruch angetreten ist, die Ordinarienuniversität zugunsten einer demokratischen Hochschule zu beseitigen, hat die Herrschaft der Ordinarien nur formaldemokratisch getarnt: ebenso wie die Strukturüberlegungen von Assistenten und Studenten im IR an den Paritäten, an der institutionellen Machtkonstellation gescheitert sind, ebenso ist ihr Studienreformmodell an den Machtverhältnissen im FBR gescheitert. Die Abstimmung im IR über den Ausschreibungstext sollte deshalb u. a. verstanden werden als Test auf die These, daß Argumente sich durchsetzen; die bewußt eingesetzte Einzelpunkt-Abstimmung wollte darüber hinaus checken, ob vormalige öffentliche Äußerungen einzelnen Professoren im Hinblick auf die Notwendigkeit einer Berufung eines marxistischen Literaturwissenschaftlers (Schneider, Mandelkow) mehr als progressive Lippenbekenntnisse waren. – Die *notwendige Lehre* wurde von den Studenten aus der Abstimmung jedoch nicht gleich gezogen, daß nämlich Argumente und Strukturüberlegungen, die an die herrschenden politischen Strukturen rühren, wirkungslos bleiben, wenn sie nicht mit anderen Formen des politischen Kampfes verbunden werden.
Nach dem Ergebnis der ersten Abstimmung stand – unter den Bedingungen der Machtverhältnisse – sowohl das weitere Verfahren als auch das Endergebnis fest, daß nämlich der bisher nur mit zwei Stimmen vertretene Dozentenvorschlag unter dem kombinierten Zwang der Mehrheits- und Interessenverhältnisse sich im IR durchsetzen würde. Eine folgerichtig an die 1. Abstimmung anschließende Alternativentscheidung zwischen den mit je vier Stimmen vertretenen Vorschlägen der Professoren einerseits und der Assistenten und Studenten andererseits konnte von diesen nicht mehr riskiert werden, da zu erkennen war, daß die Dozenten mit ihrer pluralistischen Formulierung objektiv und nur taktisch geschickter, weil weniger offensichtlich an Strukturüberlegungen vorbeigehend, die Interessen der Professoren wahrnahmen. Allerdings – und das machte das Kalkül schwierig – werden die objektiven Interessen in der Regel stark von subjektiven Momenten überlagert, so daß Entscheidungen der Gruppenvertreter schwer prognostizierbar sind (die Dozenten sind deshalb die „unberechenbarste" Gruppe, einig und stark nur in ihrem Standesinteresse, politisch bündnisbereit nur, insoweit dieses nicht tangiert wird). Um die Taktik von Studenten und Assistenten zu verstehen, muß man wissen, welche Überlegungen und Erfahrungen im Hinblick auf die Dozenten in ihr Vorgehen eingegangen sind: Dazu gehört, daß die Dozenten nicht nur (unter Anführung von Herrn Reinitzer) zur Ablehnung des Studienreformpapiers beigetragen haben, sondern auch ein objektives Interesse daran haben, im Zuge des Hochschulrahmengesetzes in die Professorengruppe überführt zu werden: Sie glaubten, dafür die Unterstützung der Professoren zu benötigen und spielten sich deshalb auf deren Interessen ein, z. B. dahingehend, daß sie die Frage nach der Legitimität der Machtverhältnisse (Paritäten) abblockten, um ihre Beantwortung bis zur Klärung ihres eigenen Status durch das Hochschulrahmengestz sowie bis zum Zeitpunkt der staatlichen Festlegung der Paritäten zu verzögern.
Berücksichtigt man die angeführten Interessen der Dozenten – auf die Analyse von individuellen Motivationen wird hier bewußt verzichtet –, dann konnten Studenten und Assistenten nicht das Risiko eingehen, ih-

ren eindeutigen Vorschlag zur Alternative zum Professorenvorschlag zu stellen, was mit hoher Wahrscheinlichkeit der ebenso eindeutigen Negation der Professoren mit Hilfe der Dozenten zur Mehrheit verholfen hätte; vielmehr mußten Studenten und Assistenten aufgrund der Macht- und Interessenkonstellationen die mögliche Solidarisierung von Professoren und Dozenten zu verhindern suchen, was nur dadurch gelingen konnte, daß sie ihre eigenen dezidierten Interessen partiell fahren ließen, um mit der Formulierung der Dozenten zumindest noch die Teilspezifizierung „marxistisch" in der Abstimmung zu halten. Nach der Gesetzlichkeit der Paritäten kam es dann zu den folgenden Abstimmungsergebnissen: Mit 6:4 setzten sich Professoren und Dozenten gegen Assistenten und Studenten durch, und in der endgültigen Abstimmung votierten dann wieder Studenten, Assistenten und Dozenten gemeinsam mit 7:3 gegen die Professoren und für den Dozentenvorschlag „Marxistische Literaturtheorie, Literatursoziologie, Hermeneutik".

III. WISSENSCHAFTSVERSTÄNDNIS

Die Geschichte der verhinderten Berufung von Frau Dr. Brenner macht deutlich, in welcher Weise das herrschende Wissenschaftsverständnis und die sich aus ihm entfaltenden Argumentationen (Pluralismus, Wertfreiheit, Ablehnung von sogenanntem Dogmatismus etc.) von unreflektiert politischen Interessen bestimmt werden. Das herrschende Wissenschaftsverständnis ist insofern ideologisch, als es die antagonistischen Widersprüche der Klassengesellschaft entweder leugnet oder rechtfertigt oder verschleiert. Den Reformbestrebungen der Studenten, die sich in gleicher Weise auf Wissenschaft und Gesellschaft richten, steht ein von staatlicher Seite zunehmend unterstützter Antikommunismus gegenüber, der aus den Erfahrungen aus dem Faschismus keine andere als die Lehre *Rot gleich Braun* gezogen hat und dabei unterschlägt, daß es vor allem Sozialdemokraten und Kommunisten waren, die als „Politische" in den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus umgebracht wurden. Es wird zu zeigen sein, mit welchen Variationen dieser politischen Grundhaltung das herrschende Verständnis von Wissenschaft gekoppelt ist und wo die Bemühungen der Reformer gegenwärtig an ideologische Grenzen stoßen. Es erscheint deshalb sinnvoll, hier die verschiedenen *ideologischen Varianten eines grundsätzlich gegen Marxisten gerichteten Wissenschaftsverständnisses* zu dokumentieren, so wie sie bei der verhinderten Berufung von Frau Dr. Brenner zum Tragen kamen.

1. BLANKER ANTIKOMMUNISMUS

Frau Brenner möchte, wie sie in einer Vorbemerkung zur „collection alternative" feststellt, in der Forschung den „bürgerlichen Wissenschaftsbegriff revidieren: die vorzulegenden Ergebnisse sollen keinem abstrakten Erkenntnisinteresse genügen, sie sollen Anleitung zu gesellschaftlicher Praxis ermöglichen". An dieser Stelle findet der von der Professorenmehrheit propagierte und praktizierte Wissenschafts- und Methodenpluralismus offensichtlich seine Grenze. Der völlige Abbruch wissenschaftlicher Auseinandersetzung läßt sich nicht allein aus dem Wissenschaftsverständnis der Ordinarien erklären, sondern er geht offensichtlich auf ein tiefsitzendes, rational nicht begründetes Vorurteil zurück: den prinzipiellen Vorbehalt gegenüber radikaldemokratisch oder sozialistisch motivierten Forschungsansätzen. Wolfgang Abendroth hat für die Mehrheit des beamteten Bildungsbürgertums und der Universitätsprofessoren der zwanziger und dreißiger Jahre „ihre Identifikation mit der Verewigung der Herr-Knecht-Beziehung, mit Antimarxismus und Ablehnung der Arbeiterbewegung" als charakteristisch festgestellt; diese Tradition setzt sich mit der Fortdauer der ökonomischen und machtpolitischen Strukturen über die Zeit des Faschismus und des Kalten Krieges hinweg zumindest in der älteren Generation der Hochschullehrer offensichtlich noch ungebrochen fort, wenn auch im neuen Gewande der Totalitarismus-Ideologie.

Zunächst traf das antikommunistische Verdikt massiv den DDR-Germanisten Professor Ernst Schumacher, gegen dessen Einladung zum Hearing alle Professoren der Berufungskommission stimmten. Von vornherein wurden an ihn andere als wissenschaftliche Kriterien angelegt. Scheinbar neutral argumentierte man, daß bei Schumacher als einzigem Kandidaten politische Bedenken nicht beiseite gestellt werden könnten, solange ein freier Austausch zwischen Literaturwissenschaftlern der BRD und DDR nicht gewährleistet sei.

Eine zweite Argumentation suchte Schumacher offen als „marxistischen Doktrinär" abzustempeln und gegen die jüngeren DDR-Wissenschaftler auszuspielen. Bei einigen Ordinarien trat das antikommunistische Engagement offen zutage, so in der absurden Behauptung, daß, weil Schumacher sich seit Beginn des Moskau-Peking-Konfliktes nicht mit chinesischer Literatur beschäftigt habe, er ein „orthodoxer Stalinist" sei. In der Sitzung des FBR, in der über die Einladung Schumachers zum Hearing entschieden werden mußte, diskutierte man lange über die Frage, wie und auf welchem Wege wohl Herr Schumacher, der einen westdeutschen Paß besitzt, die Mauer von Osten aus überwinden könne. Man mutmaßte, (und nahm dies wie das Vorige nicht in das offizielle Protokoll der Sitzung auf), daß ein Parteiauftrag vorliege. Eine inhaltliche Diskussion der Qualifikation Schumachers fand in der FBR-Sitzung nicht statt. Nachdem Herr Schumacher seine Bewerbung zurückgezogen hatte, richteten sich die antisozialistischen Vorbehalte gegen Frau Brenner. Zwar zwangen die Argumente der Studenten, Assistenten und eines Teils der Dozenten, die die wissenschaftliche Qualifikation der Bewerberin in den Vordergrund rückten, die Professoren stärker als bei Schumacher, auf dieser Ebene mitzudiskutieren, aber die politische Vorentscheidung ging jederzeit in die Bewertung der fachlichen Leistung mit ein. An einigen Stellen wird dies besonders deutlich. Wie ein roter Faden ziehen sich durch die professoralen Argumente in den Gremien und den Minderheitenvoten die Vorwürfe „methodischer Einseitigkeit", „Autoritätsfixiertheit", „Gleichmacherei"; die Beschäftigung Frau Brenners mit Faschismus, DDR-Literatur und der marxistischen Literaturtheorie des späten Benjamin beweise eine „fortschreitende Verfestigung des Arbeitsgebietes", die die „Pluralität der Methoden" für ihre weitere Forschung und Lehre nicht gewährleiste. Hier zeigt sich

eine bruchlose Kontinuität von Argumentationsstrukturen, die C. O. Conrady als charakteristisch für die Hochschullehrer der Weimarer Zeit und des Faschismus bezeichnet hat: „alle marxistisch bestimmten Überlegungen" werden „mit der hier (bei Julius Petersen) noch zurückhaltenden Formel von der ‚schematischen Gleichmacherei' diffamiert, ohne je der ganzen Anstrengung des Nachdenkens ausgesetzt zu werden". Deutlicher noch als in den bisherigen Argumenten gibt sich der antikommunistische Vorbehalt in dem Vorwurf zu erkennen, Frau Brenner hätte sich ebenso gründlich wie mit der nationalsozialistischen Kunstpolitik mit dem Stalinismus beschäftigen müssen. Frau Brenner wurde zu einer unkritischen Verehrerin der DDR stilisiert, wobei man ihre kritische Auseinandersetzung mit der Brecht-Rezeption und der Kulturpolitik der DDR übersah, obwohl alle Kommissionsmitglieder zur Prüfung aller von den Bewerbern vorgelegten Arbeiten verpflichtet sind.

Wenn während der Behandlung der Berufungsangelegenheit im Fachbereichsrat diese Vorwürfe noch als Argumente gegen die wissenschaftliche Qualifikation von Frau Brenner ausgegeben wurden, so hielt man eine derartige Verschleierung im Januar 1972 nicht mehr für nötig. In der Sitzung vom 5. 1. hatte sich der Fachbereichsrat unter anderem mit dem Vorwurf der CDU in ihrer „Expertise" „Über den Linksradikalismus an der Universität Hamburg" auseinanderzusetzen, die „Mehrheit der Professoren und Dozenten" habe sich inzwischen damit abgefunden, daß eine Marxistin auf den Lehrstuhl komme. Diesen Vorwurf konnten die Unterzeichner des Minderheitenvotums (22 Professoren außerhalb des Literaturwissenschaftlichen Seminars) nicht auf sich sitzen lassen. Herr Professor Flasche formulierte spontan empört: die „Tatsache, daß Frau Brenner eine Marxistin gewesen sei", habe, „seiner Ansicht nach den Anlaß zu dem Minderheitenvotum gegeben". Im öffentlichen Protokoll der Sitzung vom 5. 1. bestätigt der Fachbereichsrat diesen Sachverhalt: „Allerdings ist von 22 Mitgliedern des FBs Sprachwissenschaften gegen die Plazierung bzw. gegen die Aufnahme von Frau Dr. Brenner in die Berufungsliste ein Sondervotum abgegeben worden, womit die Darstellung widerlegt ist, daß sich ‚die Mehrheit der Professoren und Dozenten des Fachbereichs' mit der Entscheidung, ‚daß die Professur an eine Marxistin geht', abgefunden habe." Mit dieser Feststellung, die auf ausdrücklichen Professorenwunsch in die Stellungnahme des Fachbereichs zur CDU-Expertise aufgenommen wurde, sind alle sich „wissenschaftlich" gebenden Argumente der Professoren gegen Frau Brenner diskreditiert, weil nun auch für jeden wohlwollenden Betrachter einsichtig ist, daß es der antikommunistische Vorbehalt war, der die Gegner von Frau Brenner einte.

Nachdem eine erste Abstimmung in der Berufungskommission ergeben hatte, daß Frau Brenner von der Mehrheit als Kandidat für die H4-Professur vorgeschlagen werden würde, fanden in der Professorengruppe intensive Kulissengespräche statt, mit dem Ziel, sich auf Briegleb als Negativkandidaten zu einigen. Dabei kann vorausgesetzt werden, daß gegen diesen Bewerber, wenn er nicht in Konkurrenz zu Frau Brenner gestanden hätte, von der Professorenmehrheit ebenfalls politische Bedenken geltend gemacht worden wären, befand er sich doch zum Zeitpunkt der Bewerbung in einer intensiven Auseinandersetzung mit der Kritischen Theorie, die in der Diskussion um das Studienreformpapier als ebenso einseitig angesehen wurde wie andere genuin marxistische Forschungsansätze. Die Abstimmung im Fachbereichsrat über die Kandidatenliste lieferte den schlagenden Beweis für die rein politisch-taktische Funktion der Einigung auf Briegleb. Als sich herausstellte, daß mit 15:14 Stimmen (bei einer Enthaltung) Frau Brenner für den ersten Platz bestimmt worden war, fiel bei der Entscheidung über den zweiten Platz die antisozialistische Fronde auseinander. Herr Dyck, aufgrund von dessen Publikationen über Poetik und Rhetorik im 17. und 18. Jahrhundert man die Fortsetzung der „unpolitischen Universität" glaubte am ehesten erwarten zu können, erhielt 18 Stimmen, Briegleb nur 10. Was Herrn Dyck angeht, der in Hamburg wegen der Nichtkongruenz seiner Forschungsschwerpunkte zum Ausschreibungstext nur auf den dritten Platz kam, stellt sich inzwischen die Frage, wer Recht hat, die Hamburger Professoren oder der bayerische CSU-Kultusminister Maier, der diesen Kandidaten von der ersten Stelle einer Liste der Regensburger Universität strich, und zwar mit der offiziellen Begründung, er sei politisch nicht vertrauenswürdig (Herr Dyck hatte in Freiburg mit „linken" Studentengruppen zusammengearbeitet). Wenn man von hier aus die Frage stellen kann, ob unsere Professoren noch politisch zuverlässig sind, so deutet das darauf hin, daß der Vorwurf „marxistischer Umtriebe" je nach politischer Konstellation beinahe jeden treffen kann; so wird er zu einer potentiellen Gefahr für die Freiheit auch der Professoren, die ihn für die Verteidigung ihrer „Wissenschaftsfreiheit" einsetzen.

2. MARXISMUS ALS THEOLOGIE

Mit seiner Entgegnung auf die studentische Forderung nach Einrichtung eines Lehrstuhls für marxistische Literaturwissenschaft reihte sich Professor Schneider witzelnd in jene antikommunistische Tradition ein, die den Marxismus als Theologie zu diskreditieren sucht, sinngemäß etwa so: „Wenn Sie einen Marxisten berufen wollen – warum wollen Sie eigentlich keinen Katholiken?" [...]

3. AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM MARXISMUS OHNE MARXISTEN

Mit Strukturüberlegungen begründeten Assistenten und Studenten die Forderung nach einem Lehrstuhl für marxistische Literaturtheorie. Abgewehrt wurde diese Forderung mit dem Hinweis, daß man sie zwar akzeptiere, sich ihr aber deshalb nicht anschließen könne, da Wissenschaftler mit entsprechender Qualifikation nicht auf dem Markt seien. Zugegeben: das Angebot ist schmal, aber ebenso offensichtlich ist der politische Zynismus dieser Argumentation; sie verschweigt, daß sich die Universitäten der Bundesrepublik unter dem Schein politischer Abstinenz und Entideologisierung der Wissenschaften weitgehend erfolgreich darin üb(t)en, den gesellschaftlich vorherrschenden Antikommunismus gegen marxistische Wissenschaftler anzuwenden, entweder dahingehend, ihnen strikt die Betätigung zu verweigern (zuletzt: Holzer) oder ihnen die

Qualifikation abzusprechen (zuletzt: H. H. Holz). Die Ergebnisse dieser Politik werden dann wieder verwendet, um zu begründen, daß die Ausschreibung eines Lehrstuhls für marxistische Theorie nicht auf ein entsprechendes Angebot an qualifizierten Marxisten treffe. Es mag der Fall sein, daß die im Institutsrat angeführte Argumentation nicht zynisch gemeint war, objektiv ist sie es, und zwar in der gleichen Weise wie die Proklamation Horst Schröders in der CDU-Expertise (41), daß „wir der *geistigen* Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus nicht ausweichen dürfen". Daß es hier nicht um Auseinandersetzung, sondern um Ausschaltung geht, sagt die CDU an anderer Stelle, indem sie das politische Verbot von Spartakus und DKP fordert und das Berufsverbot von marxistischen Wissenschaftlern und Lehrern: „Einigkeit sollte darüber bestehen, daß kein Kommunist Hamburger Beamter werden darf, insbesondere nicht als Lehrer an Schulen und Hochschulen." (CDU, Expertise, 41). Wenn die von professoraler Seite im IR geführte Argumentation nicht als offene Übereinstimmung mit der von der CDU inszenierten Hetze gegen Marxisten verstanden werden will, dann muß sich die Universität im Sinne ihrer Autonomie, ihres wissenschaftlichen Anspruchs und ihrer gesellschaftlichen Verantwortung mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln dafür einsetzen, daß die Auseinandersetzung mit dem Marxismus nicht einem deutschen McCarthyismus zum Opfer fällt.

4. POLITISCHER RELATIVISMUS ALS VERBALRADIKALISMUS

Die raffinierteste Variante des antimarxistischen Wissenschaftsverständnisses liefert Prof. Mandelkow, der Frau Brenner nicht *wegen* ihres marxistischen Forschungsansatzes ablehnen zu müssen glaubte, sondern gerade *weil* sie diesen nicht habe. Seit seiner Anwesenheit in Hamburg hat Prof. Mandelkow keine Gelegenheit ausgelassen, sich - mit z. T. ironisch gebrochenen Verweisen auf DDR-Forscher wie Träger - verbal (und das ist bei Prof. Mandelkow immer sehr aufwendig) für die Berufung eines „echten Marxisten" einzustzen. Dieser Verbalradikalismus sollte als politische Selbstrechtfertigung dienen (Intellektuelle sind nunmal „links") und - damit verbunden - zugleich die kritischen Kritiker hanseatischer Hegelnachfolge (gemeint: sogenannte „linke" Assistenten) in eine ihnen z. T. selbst nicht bewußte politische Aporie hineinmanövrieren: Der mit außerordentlicher Sensibilität eingesetzte Hinweis auf das Vorbild orthodoxer Marxisten in der DDR appellierte an von der kritischen Theorie nur kaschierten Antikommunismus. Die politischen Affinitäten dieser Argumentation werden deutlich, wenn - mit ähnlicher Genüßlichkeit - die CDU-Expertise (44) Jürgen Habermas dahingehend zitiert, daß der studentische Protest in der Gesellschaft der BRD sowohl „ökonomische Entfremdung" als auch „evidenten Pauperismus" als Grundlage politischer Strategie verloren hat; die Forderung nach einem marxistischen Wissenschaftler würde unter diesen Voraussetzungen zum Anachronismus. Das wiederum stellt die Legitimation dafür dar, mit der Geste des „Linken" (also z. B. durch spielerische Übernahme der Rolle sogenannter progressiver Assistenten) sowohl Ausschreibung als auch Berufung eines marxistischen (Literatur-)wissenschaftlers zu verhindern. [...]

5. NEOPOSITIVISMUS UND PLURALISMUS

Der gegen Marxisten immer wieder erhobene Vorwurf der Einseitigkeit und - daraus folgend - des Dogmatischen und überhaupt Ideologischen spielte bei Ausschreibung und Berufung eine wesentliche Rolle. Die Argumentation geht zurück auf die Ideologie des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Pluralismus, als deren Rechtfertigung gemeinhin eine damit verbundene Toleranz behauptet wird. So ist auch die erklärte Zielsetzung der CDU-Expertise ein „weltanschaulicher Pluralismus und die daraus resultierende Toleranz" (45).

Die Argumentation der „Pluralisten" (Professoren und Dozenten) im Fall Brenner sind z. T. eine Neuauflage der Auseinandersetzung um die Studienreform, in deren Mittelpunkt der Konflikt zwischen sogenannten „dogmatisch-einseitigen" Dialektikern und sich als „offen-pluralistisch" gebenden Neopositivisten stand.

Verkürzen läßt sich die wissenschaftstheoretische Kontroverse auf folgenden Punkt: Während die Positivisten die Fragen der Wertung und Entscheidung als außerwissenschaftliches Problem deklarieren, knüpften die Reformer an die wissenschaftstheoretische Tradition der Hermeneutik und Dialektik an und erklären die Fragen der Wertung und Entscheidung zum Problem der Wissenschaft selbst. Indem die Neopositivisten trennen zwischen Theorie und Praxis, Vernunft und Entscheidung, Wissenschaftlichkeit und Parteilichkeit, verfällt ihr Objektivitätsanspruch nach dem Wissenschaftsverständnis der Reformer zum „objektivistischen Schein", wird zur Ideologie der sich technokratisch einrichtenden Klassengesellschaft. [...]

Die Argumentationen, die die Ablehnung des Studienreformpapiers und seines Wissenschaftsverständnisses rechtfertigen sollten, widerlegen sich offensichtlich selbst, insofern sie sich gegen die Integration politisch-praktischer Fragen in die Wissenschaft wenden, diese neopositivistische Ablehnung aber selbst wieder politisch motivieren. Ihre Verlängerung haben diese versteckten politischen Interessen in der CDU-Expertise erfahren: „Im FB haben sich (die Kommunisten) im Studienreformausschuß ziemlich stark durchgesetzt. Die Empfehlungen der Studienreformkommission zur Reform der 1. Studienphase und zur Reform der sprachwissenschaftlichen Ausbildung in den philologischen Disziplinen erscheinen auf den ersten Blick relativ abstrakt. In dem Kapitel Studienreform und Wissenschaftskritik wird gesagt, was gemeint ist. Da wird offen ausgesprochen, daß das HRG unterlaufen werden soll, von dem man erwartet, daß es die „bestehenden Machtverhältnisse" und die „herrschenden ökonomischen Interessen"zu stark berücksichtigt. Auf eine Definition von Wissenschaft wird verzichtet. Wissenschaftlichkeit als Wissenschaftskritik erweist sich danach eher an einer kritischen Haltung zur Gesellschaft, die notwendigerweise Partei ergreift. Diese Parteinahme ist geleitet von dem Interesse an Emanzipation aller Mitglieder der Gesellschaft und schließlich gelangen die Verfasser der ‚Leitsätze zur Studienreform' ‚zur Kritik des autonomistischen Selbstverständnisses der Wissenschaften und des Objektivismus der geisteswissenschaftlichen Disziplinen'. Hier haben wir also das stalinistische Wort vom Objektivismus, das die unparteiische wissenschaftliche Arbeit zur ideologischen Abweichung erklärt. Die Verfechter dieser Auffassung sind offenbar bereit, mit allen Mitteln für diese Ziele zu

kämpfen, denn die parteiliche ‚Wissenschaft' muß natürlich umgesetzt werden."
Dieser politische Angriff auf ein der CDU nicht genehmes Wissenschaftsverständnis entbehrt nicht nur jeder Argumentation, sondern fordert mit demagogischen Mitteln zum staatlichen Eingriff in die Autonomie der Wissenschaft auf, und zwar zugunsten eines positivistischen Wissenschaftsbegriffes, der von seiner Theorie her offen ist für jede Art von Politisierung, offen, insofern er diese gar nicht mehr reflektiert.
Der Politisierung des „Falles Brenner" von Seiten der CDU hatte diese neopositivistische Position denn auch nichts entgegenzusetzen, trafen sich hier doch politisch explizierter und wissenschaftstheoretisch verschleierter Antikommunismus.

IV. DER ENTSCHEIDUNGSPROZESS IN DER BEHÖRDE UND IN DER UNIVERSITÄT „AUTONOMIE" - „DEMOKRATIE" - „QUALIFIKATION" - „HOCHSCHULRECHT"

Der von allen Gruppen der Universität seit Beratung und Verabschiedung des Universitätsgesetzes (1. 5. 69) immer wieder erhobenen Forderung nach Autonomie der Hochschule liegt die Überlegung zugrunde, daß nur eine von direktem Hineinregieren staatlicher Stellen in die Hochschule freie Universität in der Lage sei, Konzeptionen wissenschaftspolitischer und gesellschaftlicher Art zu entwerfen, die - statt geprägt von Partialinteressen, die mit Hilfe des Staates durchgesetzt werden - langfristigen Interessen der Gesamtgesellschaft dienen könnten. Voraussetzung für eine so verstandene Autonomie ist allerdings eine demokratisch strukturierte Universität, die garantiert, daß

— die Entscheidungsträger, die in der Universtität vertretenen Gruppen, zur Durchsetzung ihrer Interessen die gleiche Ausgangsposition besitzen, d. h. zahlenmäßig gleichstark vertreten sind;
— die Entscheidungsprozesse in den Gremien transparent sind, d. h. allen Beteiligten die für die Entscheidungen relevanten Informationen zugänglich sind und in der Entscheidungsfindung in nachvollziehbarer Form zum Tragen kommen;
— den Entscheidungsprozessen in der Hierarchie der Gremien ein durchschaubarer Informationsfluß zwischen ihren verschiedenen Ebenen vorausgeht.

Autonomie der Hochschule und Demokratie in der Hochschule lassen sich demzufolge nicht trennen. Es ist zu fragen, in welcher Weise die beiden Begriffe - Angelpunkt hochschulpolitische Auseinandersetzungen - in der hier dokumentierten Berufungsgeschichte zum Tragen kamen.
Autonomie der Hochschule, Autonomie ihrer Entscheidungsgremien, Autonomie der Gruppen und Autonomie der in den Gremien vertretenen Individuen ... das Wort Autonomie wurde in den Berufungsberatungen arg strapaziert. Strapaziert, weil - das sei hier vorweggesagt - es sich im Fortgang der Beratungen und Entscheidungen als bloße Fassade vor subjektiv zwar manchmal divergenten, objektiv aber stringent antikommunistisch geprägten Interessen der Professoren und Teilen der Dozentenschaft herausstellte. Autonomie wurde gesagt, wenn Autonomie der Professoren oder Professorenaspiranten gemeint war. Dem letzteren Autonomieverständnis hatten sich sowohl differierende Überzeugungen einzelner aus der Professorenschaft als auch Mehrheitsentscheidungen in den Universitätsgremien unterzuordnen.

1. BERUFUNGSKOMMISSION

In der Berufungskommission bereits wurde dies deutlich: Von den vier Professorenvertretern hatte sich einer gründlich mit der Materie befaßt, den Protokollen der Berufungskommission ist zu entnehmen, daß Herr Mandelkow als einziger Professorenvertreter intensiv gearbeitet und (fast) alles gelesen oder angelesen hatte. Die Konsequenz konnte nicht ausbleiben: Prof. Mandelkow diente der Professorenfraktion als Argumentationsmaschine und war daher in der Lage, seine zwischen Herrn Briegleb und Herrn Dyck gespaltene Gruppe in der entscheidenden Sitzung der Berufungskommission auf Vordermann zu bringen. Der Bewerber, auf den sich die Professoren, wenn sie die Berufung Frau Brenners verhindern wollten, zu „vereinheitlichen" hatten, konnte nur Briegleb sein, weil Herr Dyck zwar „sauberer Germanist" ist, aber dem Ausschreibungstext nicht entspricht, und er somit als aussichtsreicher Gegenkandidat ausfiel. Prof. Mandelkow handelte also im Interesse der Professorenfraktion, als er in der Kommission eine Anti-Brenner-Koalition zustande brachte und sie auf Herrn Briegleb einschwor. Die beiden von Herrn Dyck überzeugten Professoren schoben alle nach dem Hearing artikulierten Bedenken beiseite und übten Fraktionsdisziplin. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn rational nachvollziehbare Argumentationen vorgelegen hätten, denen sich die Fraktionsdisziplin Übenden schließlich unterworfen hätten. Doch davon konnte keine Rede sein: Die mutmaßlichen Dyck-Anhänger Prof. Kleinstück und Prof. Schröpfer hatten nachweisbar anhand des für die Berufungskommission eingerichteten Apparates und der angelegten Ausleihkartei sowie der Protokolle der Kommissionssitzungen - nichts oder kaum etwas von Herrn Briegleb gelesen, beugten sich daher blind einer Fraktion, die klar erkannt hatte, daß nur mit Hilfe von Briegleb eine Berufung Brenners verhindert werden konnte. Die unerläßliche Voraussetzung für demokratisch ablaufende Entscheidungen (ihrerseits Bedingung für legitime Autonomieansprüche) - Informiertheit, Rationalität und Transparenz - war nicht gegeben, und sie hätte auch nur die ständischen Autonomievorstellungen der Professoren gestört. Herr Briegleb bekam vier Stimmen für Platz eins auf der Berufungsliste, die Professorenfront war geschlossen.

2. FACHBEREICHSRAT

Autonomie des Fachbereichs - auch auf dieser Ebene sollte sich das vielgebrauchte Wort als Vorwand für die Entschlossenheit von Professoren und Teilen der Dozentenschaft erweisen, ungeachtet aller vorgebrachten Argumente die eigenen Gruppeninteressen durchzusetzen: Auf der Sondersitzung des FBR vom 7. 7. 71 forderte das Kommissionsmitglied Johannsen die Mitglieder des FBR auf, angesichts des knappen Abstimmungergebnisses über die Berufungsliste (Platz 1: Brenner 15 Stimmen, Briegleb 14 Stimmen) zu überlegen, ob in der endgültigen Abstimmung über den gesamten Berufungsvorschlag (der die Begründung der List ein-

schließt) am 14.7. 71 nicht ein klares Abstimmungsergebnis erzielt werden könne. Die explizierte Intention der Überlegung war vor allem, eine mögliche Intervention der Behörde bei einer fehlenden Zweidrittelmehrheit im FBR zu verhindern.
Auf der Sitzung des FBR am 14.7. 71 erhielt der Berufungsvorschlag eine Mehrheit von 15:12:2 Stimmen. Nach den Berufungsrichtlinien des Akademischen Senats kann dieses Ergebnis bedeuten, daß der Akademische Senat den Berufungsvorschlag zurückgibt, um den FBR zu veranlassen, ein eindeutiges Abstimmungsergebnis zu erzielen. Dies würde die gesamte Berufungsangelegenheit bis zum Beginn des Wintersemesters stornieren und würde wahrscheinlich bedeuten, daß Frau Brenner den schon im April 71 an sie ergangenen Ruf an die Universität Bremen annehmen müsse. Damit wäre die Liste geplatzt. Frau Johannsen schlug daher dem FBR vor, den Akademischen Senat um einen Verzicht auf die Rückgabe des Berufungsvorschlages zu bitten, da im FBR keine relevante Änderung des Abstimmungsergebnisses zu erwarten sei. Die Brieglеb-Fraktion sah ihre Felle davonschwimmen: Das Argument der Unrevidierbarkeit des Abstimmungsergebnisses bei diesen verhärteten Fronten und der fatalen Konsequenz, die Liste durch eine Annahme des Bremer Rufes durch Frau Brenner platzen zu lassen, dieses Argument war zu einleuchtend, um widerlegt werden zu können ... So griff man denn nach den Mäntelchen „Autonomie" und „Demokratie":
Auszüge aus dem Protokoll der 30. Sitzung des FBR vom 14. 7. 71:
„Professor ... erklärt, ein freiwilliger Verzicht auf eine Rückgabe der Berufungsliste würde einen Verzicht auf eine Form der Autonomie des FBR bedeuten."
„Dr. ... sagt, es sei nicht zuzulassen, daß eine Minderheit an der ihr zugestandenen Einflußnahme behindert werde. Er beantragt, den Antrag von Frau Johannsen nicht zu behandeln, da es ein undemokratischer Antrag sei." [...]

3. AKADEMISCHER SENAT

Formale Argumentationen zur Durchsetzung politischer Interessen – dieses war die Diskussionsebene, auf der die Professoren und ein Teil der Dozentenschaft im Akademischen Senat taktierten. Argumentationsbasis stellte ein Passus aus den „Richtlinien des Akademischen Senats für die Erarbeitung eigener Stellungnahmen zu Berufungsvorschlägen der Fachbereiche" dar, der folgendermaßen lautet:
„Ist der Berufungsvorschlag, zu dem ein Sondervotum eingebracht wird, vom FBR nur mit einer Mehrheit von weniger als Zweidritteln verabschiedet worden, so wird der Senat daraufhinwirken, daß der FBR seinen Berufungsvorschlag zurückzieht und unter Ausnutzung einer Fristverlängerung nach § 9 Abs. 5 UniG. erneut berät, um zu einer eindeutigeren Mehrheitsentscheidung zu gelangen. Damit soll ausgeschlossen werden, daß eine nicht von der Universität vorgeschlagene Person berufen wird (§ 9 Abs. 2 Satz 2 UniG.)."
Der entsprechende Passus im UniG. lautet: „Die Angehörigen des Lehrkörpers werden auf Vorschlag der Universität berufen. Bei der Berufung kann von einer vorgeschlagenen Reihenfolge abgewichen werden und nach Anhörung der Universität auch eine nichtvorgeschlagene Person berufen werden, es sei denn, die Universität bestätigt den Vorschlag mit einer Mehrheit von Zweidritteln ihres den Berufungsvorschlag aufstellenden Gremiums." Sinn dieses Paragraphen im UniG. ist die Wahrung eines Interventionsrechtes der staatlichen Stellen für den „Ernstfall", d. h. für den Fall, daß die Universität jemanden beruft, dessen wissenschaftliche Tätigkeit für die Herrschenden potentiell gefährlich ist. Für diesen Ernstfall nimmt der Gesetzgeber auch eventuelle Konflikte in Kauf. Sinn des auf diesen Paragraphen des UniG. bezogenen Passus in den Richtlinien des Akademischen Senats ist die Verhinderung von Interventionsmöglichkeiten der Behörde, also Konfliktvermeidungsstrategie unter Wahrnehmung der Autonomie der Universität bei einer ihrer wesentlichen Aufgaben, der Personalpolitik.
Problematisch wird dieser Teil der Richtlinien aber doch, wo ihre Intention ins Gegenteil verkehrt wird: Für den Fall, daß es dem FBR nicht gelingt, bei erneuter Beratung eine Zweidrittelmehrheit für den Berufungsvorschlag zustande zu bringen, kann die erneute Demonstration der Zerstrittenheit eines FBR de facto eine Aufforderung an die Behörde darstellen, energisch zu intervenieren.
Die Aussichtslosigkeit des Versuches, durch eine erneute Beratung im FBR eine große Mehrheit für einen Kandidaten zu erlangen, mußte jedem, der die Protokolle der Kommissionssitzungen (die auf zehn Sitzungen insgesamt 40 Stunden in Anspruch genommen hatten) und der FBR-Sitzungen (der auf drei Sitzungen etwa 11 Stunden auf die Berufungsberatung verwandt hatte) als unbestreitbar erscheinen. Dennoch schlug die Berufungsprüfungskommission des Akademischen Senates mit den Stimmen des Vertreters der Professoren und der Dozenten dem Akademischen Senat vor, aufgrund der fehlenden Zweidrittelmehrheit den Berufungsvorschlag an den Fachbereichsrat zurückzugeben. Wenn man der Berufungsprüfungskommission des Akademischen Senates auch zugestehen mag, daß sie als Senatskommission sich an dessen Richtlinien zu halten hatte, so wird die Argumentation der Professoren in der Sitzung des Senats vom 19. 8. völlig unglaubwürdig. Engagiert plädierten sie für eine Einhaltung der Richtlinien, angeblich um eine mögliche Intervention der Behörde zu verhindern. Erst der wiederholte Hinweis von Studenten- und Assistentenvertretern im Senat, daß der Senat die von ihm selbst verfaßten Richtlinien nur dann zu befolgen habe, wenn die Ratio, die diesen Richtlinien zugrunde liegt, zutrifft, förderte die wahren Motive des Plädoyers für Rückverweisung zutage. So äußerten die Professoren u. a. Bedenken gegen den Berufungsvorschlag wegen

- der starren Anlehnung Frau Brenners an Walter Benjamin (Gegenstand ihrer Habilitationsarbeit),
- der Beschränkung Frau Brenners auf die Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts,
- der Polarisierung in Institut und Fachbereich, die das Klima, in dem Frau Brenner später arbeiten müsse, vergiften könne.

Gerade diese Bedenken aber ließen das erklärte Ziel der Professoren, mittels Rückverweisung an den FBR dem Berufungsvorschlag eine größere Mehrheit zu verschaffen, völlig unglaubwürdig erscheinen, und so entschied der Akademische Senat (bzw. sein Ausschuß für vorlesungsfreie Zeit) mit einer Mehrheit von fünf Stimmen gegen vier bei einer Enthaltung, den Berufungsvorschlag zustimmend an den politischen Senat weiterzuleiten.

Die Entscheidung des Akademischen Senats blieb jedoch nicht unangefochten. Zwei Wege boten sich den Überstimmten an, das Abstimmungsergebnis zu unterlaufen; man marschierte getrennt, um vereint zu schlagen:

a) Während Prof. Kruse (Romanisches Seminar) gesprächsweise nur die Hoffnung äußerte, daß die Deputation der Schulbehörde sich wohl vernünftiger verhalten werde als der Akademische Senat und den Berufungsvorschlag an den FBR zurückgeben werde, ergriff Herr Borck die Initiative und verfaßte einen Brief an den Präsidenten, in dem er seinen Rücktritt von allen Ämtern des Akademischen Senats erklärte. Neben einer Reihe von Gründen führte Herr Borck auch die Entscheidung des Akademischen Senats vom 19. 8. an. Er schreibt: „Der Senat beschließt mit 5:4 Stimmen bei einer Enthaltung, den Berufungsvorschlag für die Besetzung einer ‚Professur (H4) für Neuere Deutsche Literaturgeschichte mit den Schwerpunkten Litheraturtheorie (insbesondere marxistische Literaturhteorien), Literatursoziologie, Hermeneutik' mit der üblichen Stellungnahme an die Behörde weiterzuleiten. Er setzt sich damit über das Votum der Berufungsprüfungskommission III hinweg, die sich mit Rücksicht auf das knappe Abstimmungsergebnis im FBR (15:12 Stimmen bei einer Enthaltung) und die nicht überzeugende Begründung der Reihenfolge der Kandidaten, die im Berufungsvorschlag an erster und an zweiter Stelle genannt werden, einhellig für eine Rückgabe der Liste an den Fachbereich Sprachwissenschaften ausgesprochen hat. In der für die Behörde bestimmten Stellungnahme des Senats bleibt das von 15 Mitgliedern des FBR (einschließlich der Stellvertreter) unterzeichnete Minderheitsvotum unberücksichtigt; ebenso ein zweites Sondervotum, das sieben Angehörige des Literaturwissenschaftlichen Seminars, darunter mindestens zwei weitere Mitglieder des FBR, eingebracht haben.

Dieser formal korrekte Beschluß des Senats steht inhaltlich im Widerspruch zu den ‚Richtlinien' vom 4. 2. 71, deren Bestimmungen durchaus nicht als Regelung bloßer Verfahrensfragen zu verstehen sind, sondern auf materiale Grundsatzentscheidungen zurückgehen, die der Senat nach ausführlicher Diskussion unter Beteiligung anderer Gremien einstimmig und ohne Enthaltung getroffen hat. Außerdem steht der Beschluß im Widerspruch zu der bisherigen Praxis des Senats, der in vergleichbaren Fällen die Minderheitsvoten entweder zum Anlaß genommen hat, den Berufungsvorschlag mit der Bitte um erneute Behandlung unter Berücksichtigung des Sondervotums an den Fachbereich zurückzuverweisen oder den Bedenken der Minderheit in seiner eigenen Stellungnahme Rechnung getragen hat... Genaugenommen sind die genannten Parallelfälle nur bedingt vergleichbar. Bei der Verabschiedung dieser Berufungslisten haben sich in den Fachbereichsräten stets verhältnismäßig deutliche Mehrheiten ergeben, und die Anzahl der Gremienmitglieder, die sich bereitfanden, durch ihre Unterschrift Sondervoten zu unterstützen, war nur gering. Das überaus knappe Ergebnis der Abstimmung im FBR Sprachwissenschaften am 14. 7. und die ungewöhnlich hohe Zahl von Mitgliedern des FBR, die ihre Bedenken hinsichtlich der fachlichen Qualifikation der primo loco zur Berufung vorgeschlagenen Bewerberin in Minderheitsvoten zum Ausdruck gebracht haben, sind sicher nicht geeignet, den am 19. 8. gefaßten Beschluß des Akademischen Senats einsichtig zu machen. Beides hätte sich nur in einer um so gewissenhafteren Beachtung vom § 9 Abs. 1, Satz 1 UniG. unter möglichen Folgen von § 9 Abs. 2, Satz 2 UniG. auswirken können und daher einer Weitergabe des Berufungsvorschlages entgegenstehen müssen. Der signifikante Unterschied zwischen dem Gegenstand des Senatsbeschlusses vom 19. 8. und den vergleichbaren Fällen ist demnach offenbar darin zu erblicken, daß nur die beiden in der letzten Sitzung zur Debatte stehenden Minderheitsvoten ausschließlich von Mitgliedern des Lehrkörpers, insbesondere der Professoren, unterzeichnet worden sind, während die Sondervoten, mit denen sich der Senat in früheren Sitzungen zu befassen hatte, durchweg auf Initiative studentischer Gremienmitglieder zustande gekommen sind."

Dieser Brief wurde Mitgliedern der Deputation der Schulbehörde bekannt, bevor die Mitglieder des Akademischen Senats ihn zu Gesicht bekommen hatten. Die Absicht war unverkennbar: Nachdem alle akademischen Gremien gegen die Professoren-Fraktion entschieden hatten, lag die letzte Chance, die Minderheit doch noch zur entscheidenden Fraktion werden zu lassen, bei der Behörde. Autonomie hin – Autonomie her: Wenn die Interessen der Professoren auf dem Spiele standen, paktierten sie auch mit staatlichen Stellen gegen die Universität.

b) Der Dozentenvertreter Wagner (Jurist) ging einen anderen, weniger durchsichtigen, wenn auch nicht weniger windigen Weg:

Am 31. 8. beantragte Herr Wagner in einem Brief an den Präsidenten,

1. die vom Ausschuß für die vorlesungsfreie Zeit mit einer Stellungnahme versehene Berufungsliste nicht an die Behörde für Wissenschaft und Kunst weiterzuleiten;
2. unverzüglich eine Sitzung des Vollsenats zur erneuten Beratung der Berufung einzuberufen.

Zur Begründung führte Herr Wagner an, daß gemäß § 31 Abs. 1, Satz 2 UniG. („Beschlüsse des Akademischen Senats kann [der Ausschuß für die vorlesungsfreie Zeit] nur mit einer Mehrheit mit zwei Dritteln seiner Mitglieder aufheben oder abändern.") der Berufungsvorschlag gemäß den Richtlinien des Senats an den FBR hätte zurückverwiesen werden müssen, da die Richtlinien vom Vollsenat beschlossen worden seien.

Herr Wagner lieferte neben der formal-juristischen Begründung auch eine politische:

„Aus den Abstimmungen im Fachbereichsrat war klar zu erkennen, daß diese Berufungsliste offenbar – aus Gründen, die mir nicht bekannt sind – sehr viel Sprengstoff enthielt. Dem Präsidium wie dem Ausschuß lag außerdem das eindeutige Votum des Berufungsprüfungsausschusses vor. Unter diesen Umständen wäre es angebracht gewesen, den Vollsenat einzuberufen, damit dieser die Verantwortung für ein Abweichen von dem o. a. Teil der – gerade in diesem Punkt sehr wohlüberlegten – Richtlinien hätte übernehmen können.

Das Vorgehen des Präsidiums wie des Ausschusses für die vorlesungsfreie Zeit provoziert geradezu ein massives Eingreifen des Staates in Berufungssachen und erfüllt mich deshalb mit Sorge."

Wenn die juristische Argumentation – in ihrer Stichhaltigkeit von den Juristen des Präsidialamtes bezweifelt – schon fragwürdig war, so mußte die politische Argumentation als zynisch bezeichnet werden. Die Gefahr eines Eingreifens des Staates in Berufungssachen

wurde vor allem durch den Aufstand der Gegner von Frau Brenner heraufbeschworen. Je mehr Hick-Hack um die Berufung von der Universität demonstriert wurde, um so mehr mußte sich die Behörde zur Intervention veranlaßt sehen.
Herr Wagner konnte einen vorläufigen Erfolg für sein Vorgehen verbuchen: Am 2. 9. 71 beschloß der in aller Eile per Telefon einberufene Vollsenat mit 11 gegen 8 Stimmen bei 1 Enthaltung:
„Der Akademische Senat stellt fest, daß der Ausschuß für die vorlesungsfreie Zeit seine Stellungnahme am 19. 8. 71 zu dem Berufungsvorschlag für die H4-Professur für Neuere Deutsche Literaturgeschichte nicht mit einer Mehrheit von 5 gegen 4 Stimmen bei einer Enthaltung, sondern nur mit einer Zweidrittelmehrheit beschließen durfte."
Für den 10. 9. 71 wurde eine außerordentliche Voll-Sitzung des Akademischen Senats beschlossen. Einziger Tagesordnungspunkt: Besetzung einer H4-Professur für Neuere Deutsche Literaturgeschichte.
Formal-juristische als Verschleierung für *politische* Argumentationen konnten in der Senatssitzung am 10. 9. nicht mehr gebracht werden, da der beschlossene Antrag Wagner impliziert hatte, daß eine Abweichung von den Richtlinien im begründeten Einzelfall durchaus möglich sei. So sahen sich die Professoren im Senat gezwungen, ihre wahren Interessen, deren Artikulation erst eine transparente Diskussion als qualitative Voraussetzung für eine demokratische Entscheidung ermöglicht hätte, hinter anderen Diskussionssträngen zu verbergen. Doch auch nach Scheitern der formal-*juristischen* Argumentationen wurde weiterhin formal aus allen Rohren geschossen: So wurde bemängelt, daß die Gutachter der Kandidaten von diesen selbst als Gutachter vorgeschlagen worden waren – ein durchaus nicht unübliches Verfahren, das bisher noch nie gerügt worden war; Ziel der Beanstandung war eine Verzögerung des Verfahrens durch Bestellung weiterer Gutachter.
Zum zweiten wurde gerügt, daß der Berufungskommission Vertreter anderer Fachbereiche nur als beratende Mitglieder angehört hatten, ein Verfahren, das im FBR diskutiert und gebilligt worden war und dessen Mißbilligung vom Präsidenten hätte ausgesprochen werden müssen – was nicht geschehen war; Ziel dieser Bemängelung war die Zurückverlagerung der Berufungsangelegenheit in die Berufungskommission. Des weiteren wurde beanstandet, daß der Ausschreibungstext mit den Schwerpunkten „Literaturtheorie (insbesondere Marxistische Literaturtheorien), Literatursoziologie, Hermeneutik" insofern mißverständlich sei, als die Kommata als *„und"* hätten aufgefaßt werden können, wodurch sich möglicherweise hervorragend Qualifizierte überfordert und so von der Bewerbung hätten abhalten lassen. Der philologische Spürsinn hatte außer acht gelassen, daß die hohe Anzahl der Bewerber und die gute Plazierung der drei Listenkandidaten auf Berufungslisten anderer Universitäten der BRD den Markt ganz offenbar als erschöpft ausgewiesen hatten; Ziel dieser Rüge war es, eine Neuausschreibung zu erreichen, d. h. das Verfahren (mit einem weniger „gefährlichen" Text) völlig neu aufzurollen.
Bei derart massiven Versuchen, eine Zustimmung des Senats zum Berufungsvorschlag des FBR zu verhindern, mußte es schlichtweg peinlich wirken, wenn ein professoraler Vertreter erklärte, daß es völlig unerheblich sei, welcher politischen oder ideologischen Zugehörigkeit Frau Brenner sei, und hinzufügte, daß er die Breite, in der „diese Dinge" im Senat diskutiert worden seien, als bedauerlich empfände, oder wenn ein anderer sich dagegen verwahrte, daß die Berufung eines Vertreters einer marxistischen Grundposition im Senat überhaupt von irgend jemandem in Zweifel gezogen worden sei.
Eine Entscheidung des Akademischen Senats konnte nur eine politische sein, nämlich die, zum ersten Mal in Hamburg einen Marxisten auf einen Lehrstuhl zu berufen oder aber weiterhin nur Lippenbekenntnisse zum Wissenschaftspluralismus abzugeben. Die Weigerung der Professoren, die Diskussion um diese Frage der Demokratisierung der Universität auch offen als eine politische Frage zu diskutieren, verweist auf die Unfähigkeit, sich politisch in rationaler Weise mit Andersdenkenden auseinanderzusetzen.
Mit einer Mehrheit von 7:12:2 entschied der Akademische Senat gegen eine Rückverweisung an den FBR, weil die bisher geführte Diskussion der Mehrheit des Senats die Polarisierung und damit die Sinnlosigkeit einer erneuten Beratung im FBR so deutlich wie nur möglich vor Augen geführt hatte. Doch zu einer zustimmenden Weitergabe des Berufungsvorschlages an die Behörde in der üblichen Formulierung konnte sich der Senat nicht entschließen; er lehnte mit 10:11 Stimmen die übliche Formulierung ab und beschloß schließlich mit 14:3:4 Stimmen, dem vorgegebenen Text einen Satz hinzuzufügen, der – das mußte jedem Senatsmitglied klar sein – als Abweichung von der Regel die Berufung durch die Behörde gefährden konnte: „Der Akademische Senat war nicht in der Lage, zwischen den kontroversen Aussagen von Mehrheits- und Minderheitenvoten materiell zu entscheiden."
Dieser Satz ist formal zwar irrelevant, denn allein die Prüfung des Verfahrens und seiner Stichhaltigkeit ist Aufgabe des Akademischen Senats, dennoch war dieser Satz geeignet, der Behörde die Aufgabe der materiellen Entscheidung – und damit der Entscheidung über die Qualifikation der Bewerber – zuzuspielen. (Der Vorsitzende der Berufungskommission, Herr Mandelkow, reagierte denn auch der Sachlage entsprechend, als er gesprächsweise mit Genugtuung bemerkte, daß, da sich der Akademische Senat um die Qualifikationsfrage gedrückt habe, die politische Stelle diese Frage zu entscheiden habe.)
Die beiden Abstimmungen am 10. 9.: keine Rückgabe an den FBR – aber auch keine uneingeschränkte zustimmende Weitergabe an die Behörde, stellte für die staatliche Stelle, von der man annehmen konnte, daß sie an der Berufung eines Marxisten kein enthusiastisches Interesse habe, de facto eine Aufforderung dar, die Berufungsentscheidung an sich zu ziehen – der Antikommunismus der Professorenfraktion hatte ihr Bekenntnis zur Autonomie wieder einmal als Entschlossenheit entlarvt, unter Autonomie der Hochschule die Autonomie der Professoren zu verstehen.

4. BEHÖRDE

Die Behörde reagierte prompt: Am 1. 10. 71 teilte Herr Baumanns vom Hochschulamt der Universität mit, daß sich die Behörde nicht in der Lage sehe, ein abschließendes Urteil über die Berufungsliste und insbesondere über die Reihenfolge in dieser Berufungsliste abzugeben. Als Begründung führte das Hochschulamt u. a. an,

— daß der Akademische Senat sich einer Äußerung zu den kontroversen Aussagen in Mehrheits- und Minderheitsvotum enthalten habe;
— daß die Laudatio auf Frau Brenner eine Entscheidung der Behörde erschwere, da sie impliziere, daß die literaturhistorische Qualifikation von Frau Brenner nicht ausreichend sei.

Die Behörde forderte Universität und Fachbereichsrat auf, mindestens zwei weitere Gutachter zu benennen, die in der Lage sein müßten, „die vorliegenden Schriften Frau Dr. Brenners besonders unter dem literaturhistorischen Aspekt zu würdigen und nach Möglichkeit eine Prognose über die künftige wissenschaftliche Tätigkeit der Bewerberin in Lehre und Forschung unter den Anforderungen des Ausschreibungstextes zu stellen. Dabei sollte zugleich auch der Frage nachgegangen werden, wie nach Auffassung der Gutachter die Reihenfolge der Berufungsliste zu bewerten ist. Sie müssen demnach die Mitbewerber kennen."

Der Akademische Senat lehnte auf der Sitzung des Ausschusses für die vorlesungsfreie Zeit vom 12. 10. 71 das Ansinnen der Behörde ab, weitere Gutachter zu bestellen, da der Vorschlag der Universität alle akademischen Gremien ordnungsgemäß und wiederholt durchlaufen hatte. Er schlug der Behörde vor, Unklarheiten in dem Berufungsvorschlag durch Nachfragen beim FBR aufklären zu lassen, sah aber von einem erneuten Eintritt in das Verfahren ab - spielte damit also der Behörde den Schwarzen Peter, nämlich die Unmöglichkeit, in diesem Stand des Verfahrens neutrale Gutachter mit Kenntnis aller drei Kandidaten (!) zu finden, zurück.

Jetzt war die Behörde am Zug - und in den Aktionen der Behörde lief das ganze Argumentationsschema ab, das auch schon die Auseinandersetzungen innerhalb der Universität geprägt hatte.

a) Die erste Verzögerungsaktion des Hochschulamtes bestand darin, den von der Universität beschlossenen Auftrag an Frau Brenner, den H4-Lehrstuhl zu *vertreten, sieben* Wochen lang auf Eis zu legen, und erst am 1. 11. 71, zwei Wochen nach Beginn der Vorlesungen, Frau Brenner um die Vertretung des Lehrstuhls zu bitten. Frau Brenner mußte den Auftrag ablehnen, da sie inzwischen mit der Wahrnehmung des H4-Lehrstuhls in Bremen beauftragt worden war und aus den laufenden Bremer Projekten nicht mehr aussteigen konnte.

b) Die zweite Verzögerungsaktion bestand in der Suche nach geeigneten Gutachtern, die in der Lage seien, Stellungnahmen zu der gesamten Berufungsliste abzugeben. Mitte November nahm das Hochschulamt (durch einen „rein privaten Mann") Kontakt mit einem Ordinarius des Literaturwissenschaftlichen Seminars auf, der nach Rücksprache mit einem Kollegen dem Privatmann aus dem Hochschulamt die „ganz formale Auskunft" gab, sich an die Abteilung Literaturwissenschaft in der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder an den Germanistenverband zu wenden. (Die kontaktierten Herren aus dem Literaturwissenschaftlichen Seminar sahen sich im übrigen nicht veranlaßt, diese behördliche Initiative dem Institutsrat zur Kenntnis zu geben.) Es stand außer Frage, daß - unabhängig von dem Ergebnis möglicher Gutachten - die Begutachtung das Verfahren um weitere Monate verschleppen würde.

c) Die dritte Verzögerungstaktik bestand im Auffinden formal-juristischer Hinderungsgründe für eine Berufung von Frau Brenner. Der Behörde mußte dieser scheinbar unpolitische Weg natürlich am liebsten sein; ihre Bemühungen waren schließlich erfolgreich - die Ereignisse in Bremen boten den gesuchten Vorwand.

Die Rekonstruktion der Bremer Vorgänge um den dortigen H4-Lehrstuhl und die Hamburger Reaktion auf diese Vorgänge ergibt folgenden Verlauf:

c1) am 29. 9. 71 unterzeichnete Frau Brenner mit der Universtität Brmen eine Berufungsvereinbarung.

c2) am 9. 10. bat Frau Brenner schriftlich den Gründungsrektor der Universität Bremen um die Beantragung der Ernennung, mit dem Vorbehalt, die Annahme der Ernennung, die erst durch den Akt der Entgegennahme der Ernennungsurkunde rechtskräftig wird, von der Entscheidung der Berufungsangelegenheit in Hamburg abhängig zu machen.

c3) Am 19. 11. teilte das Hamburger Hochschulamt der Universität Hamburg mit, daß Frau Brenner in Bremen eine Berufungsvereinbarung unterzeichnet habe und daß das Ernennungsverfahren eingeleitet worden sei. Das Hochschulamt äußerte die Auffassung, daß die Liste der Universität nunmehr als Zweierliste, mit Herrn Briegleb an erster Stelle zu betrachten sei.

c4) Am 23. 11. 71 beschloß der Senat der Freien und Hansestadt Bremen, Frau Brenner zur Professorin auf Lebenszeit zu ernennen. (Am gleichen Tag teilte Frau Brenner dem Bremer Senat mit, daß die Berufungsvereinbarung, die sie am 29. 9. 71 unterzeichnet habe, unter dem Vorbehalt der Zustimmung zur Ernennung ihrerseits stehe, sie die Berufungsvereinbarung daher nicht als endgültig und vorbehaltlos geschlossen ansehe.)

c5) Am 17. 12. 71 teilte das Hochschulamt Hamburg Frau Brenner mit, daß es aufgrund der Berufungsvereinbarung und der Ernennung durch den Bremer Senat sich gehindert sehe, die Bewerbung von Frau Brenner weiter zu verfolgen. Voraussetzung für vorbereitende Schritte für eine Ruferteilung in Hamburg sei die Lösung des bestehenden Vorvertrages von Frau Brenner mit der Bremer Universität.

c6) Vom 23. 12. 71 bis 17. 1. 72 legten das Hamburger Hochschulamt und Frau Brenner in einem Schriftwechsel ihre gegensätzlichen Rechtsauffassungen dar:

Das Hochschulamt bestand auf seiner Auffassung, daß der von Frau Brenner geäußerte Vorbehalt - da nicht Bestandteil der Berufungsvereinbarung - nichtig sei, Frau Brenner daher zur Entgegennahme der Ernennungsurkunde verpflichtet sei.

Frau Brenner dagegen bestand auf ihrer Auffassung: die Ernennung zur Professorin auf Lebenszeit setze ihre Zustimmung voraus. Die Berufungsvereinbarung könne nach hochschulrechtlicher Auffassung keinerlei Verpflichtungen zur Annahme der Ernennung erzeugen. Bis zur Annahme der Ernennung seien daher Vorbehalte durchaus zulässig.

c7) Am 20. 1. 72 stimmte der Präsident der Universität Hamburg, Fischer-Appelt, der Rechtsauffassung der Senatoren für das Bildungswesen in Bremen und des Hamburger Hochschulamtes zu, da der Vorbehalt, den Frau Brenner gemacht habe, weder in die Berufungsvereinbarung noch in den Ernennungsbeschluß des Bremer Senats eingegangen sei. Der Präsident war mit dem Hamburger Hochschulamt der Ansicht, daß für die Fortsetzung des Berufungsverfahrens in Hamburg kein Raum mehr bestehe und nach Beschlußfassung durch die Deputation der Behörde der Ruf an Herrn Briegleb erteilt werden sollte.

Wir haben die Ereignisse in Bremen und die Schritte des Hamburger Hochschulamtes mitsamt den juristischen Argumentationen aus zwei Gründen so ausführ

lich dargestellt:
Zum einen ist der „Fall Brenner" ziemlich kompliziert (komplizierter als z. B. der „Fall Grabe" am Pädagogischen Institut). Die Kompliziertheit dieses Falles macht deutlich, daß - wenn wir uns auf den institutionellen Weg bei der Durchsetzung der Berufung von Marxisten an die Universität einlassen - wir mit hochschulrechtlichen Sachverhalten und Komplikationen zu tun haben werden. Zum anderen aber läßt die letzte Phase der Berufungsangelegenheit keinen Zweifel daran, daß - wo immer wir auf juristische Argumentationen treffen - wir unsere und die Interessen unserer Gegner politisch zu interpretieren haben. Auch im „Fall Brenner" ist diese Interpretation geboten. Der hochschulrechtliche Sachverhalt - vom Hamburger Hochschulamt und von Frau Brenner unterschiedlich interpretiert - läßt folgenden *politischen* Schluß zu:
Nach den Richtlinien der Kultusminister („Vereinbarung über das Verfahren bei der Besetzung von Lehrstühlen" vom 28. 11. 68) hätte das Hamburger Hochschulamt durchaus den Ruf an Frau Brenner erteilen können; dort heißt es: „Ist ein Ruf auf einen Lehrstuhl erteilt und noch nicht abgelehnt, darf ein weiterer Ruf auf einen Lehrstuhl ... nur im Einvernehmen mit dem Kultusminister ergehen, der den ersten Ruf erteilt hat."
Frau Brenner hatte den Ruf auf den Bremer Lehrstuhl noch nicht angenommen, da sie die Ernennungsurkunde noch nicht entgegengenommen hatte; der Hamburger Senat wußte aus dem Vorbehalt von Frau Brenner, daß sie dem Ruf nach Hamburg die Priorität vor dem Ruf nach Bremen geben würde; das Hamburger Hochschulamt hätte demnach - wenn es gewollt hätte - mit dem Bremer Kultusminister ein Einvernehmen herstellen können und Frau Brenner berufen können. Damit wäre der Wortlaut der KMK-Richtlinien befolgt worden. Auch der Sinn der Richtlinien - nämlich Doppelverhandlungen und damit ein verhandlungsmäßiges „Hochschaukeln" von Berufungsforderungen zu vermeiden - wäre nach dem Stand der Dinge erfüllt gewesen, da Frau Brenner ausdrücklich erklärt hatte, daß sie einen Ruf nach Hamburg dem Ruf nach Bremen vorziehen würde (hierin liegt überhaupt die Relevanz des Vorbehaltes).
Es galt demnach nach wie vor der Vermerk des Präsidenten vom 22. 11. 71: „Ein Ruf nach Hamburg kann Frau Brenner vom Hochschulamt erst erteilt werden, wenn das Einvernehmen mit der zuständigen Behörde hergestellt worden ist. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß das Hochschulamt Frau Brenner die *beabsichtigte* Ruferteilung (d. h. den Beschluß der Deputation der Behörde) - vorbehaltlich der Bremer Zustimmung - mitteilt. Es steht dann bei Frau Brenner, den Ruf nach Bremen anzunehmen oder ihn abzulehnen, damit ihr ein weiterer Ruf nach Hamburg erteilt werden kann." (Von dieser Auffassung ist der Präsident inzwischen abgerückt, weil - wie er vor dem Akademischen Senat erklärte - Frau Brenner ihren Vorbehalt bezüglich der Annahme des Bremer Rufes zu spät angemeldet habe. Dazu ist jedoch zu sagen, daß der Zeitpunkt des Vorbehalts völlig irrelevant ist, da niemand zur Zustimmung zur Ernennung verpflichtet werden kann und bis dahin noch völlige Handlungsfreiheit besitzt.)
Die Interpretation des juristischen Tatbestandes spitzt sich also auf die eine - politische - Aussage zu: *das Hamburger Hochschulamt war* - wenn auch nicht verpflichtet, so doch auch - *nicht gewillt, dem Votum sämtlicher akademischer Gremien zu folgen und Frau Brenner zu berufen.* Es ließ daran auch keinen Zweifel:
Am 17. 12. 71 ließ Herr Baumanns vom Hochschulamt Frau Brenner eine ziemlich deutliche Warnung zukommen. Im Anschluß an seine Interpretation der Rechtslage schrieb Herr Baumanns:
„Eine Änderung der Situation wäre erst dann gegeben, wenn Sie im Einvernehmen mit der Hochschulverwaltung in Bremen den bestehenden Vertrag lösen würden. In diesem Fall würden in Hamburg vorbereitende Schritte für eine Ruferteilung und zusätzliche Informationen durch auswärtige Gutachten erforderlich werden. Über das Ergebnis hätte dann ggf. die Deputation der Behörde Beschluß zu fassen. Es muß deshalb als zur Zeit offen bezeichnet werden, ob es nach Abschluß der dem Hochschulamt obliegenden Prüfung Ihrer Bewerbung zu einer Ruferteilung kommen wird. Ich bitte, auch das bei Ihren weiteren Überlegungen zu berücksichtigen."
Befreit von behördlichen Verklausulierungen hieß das: Das Hamburger Hochschulamt wird weitere auswärtige Gutachten anfordern. Das kann Monate dauern. Das Ergebnis der Gutachten könnte durchaus negativ ausfallen; aber auch für den Fall positiver Gutachten ist durchaus nicht sicher, daß die Deputation der Behörde einen positiven Beschluß faßt. Und auch für den Fall einer positiven Beschlußfassung durch die Deputation kann der Hamburger Senat den Ruf verweigern.
Oder noch deutlicher:
Der Hamburger Senat wird Frau Brenner nicht berufen. Wenn juristische Argumente nicht stichhaltig sind, werden Argumente gegen Frau Brenners wissenschaftliche Qualifikation gesucht. Wenn auch diese Argumente ausfallen, wird der Hamburger Senat Frau Brenner aus politischen Gründen nicht berufen.
Die Warnung war deutlich, zu weiteren Schritten kam es nicht mehr, denn massiver psychischer und materieller Druck von Seiten der Bremer Behörde (von dem es Grund gibt anzunehmen, daß er auf Hamburger Initiative zustande kam) zwang Frau Brenner dazu, am 20. 1. 72 den Ruf an die Universität Bremen anzunehmen.

V. DER „FALL BRENNER" - EIN POLITISCHER FALL

Diese Darsellung des Berufungsvorganges Brenner hat versucht zu zeigen, daß nicht die immer wieder beschworene „Qualifikation" der Bewerber ausschlaggebend für das Abstimmungsverhalten der Professorengruppe war, sondern ideologische Vorbehalte gegenüber der wissenschaftlichen und politischen Einstellung der von der Mehrheit unterstützten Kandidatin. Es ging den Professoren nicht darum, den qualifizierten Bewerber zu berufen. Darüber bestanden auch innerhalb ihrer eigenen Gruppe Meinungsverschiedenheiten: Ein Teil der Professoren hielt Herrn Dyck für qualifizierter als Herrn Briegleb. Bei der entscheidenden Abstimmung im FBR ging es ihnen lediglich noch darum, die Berufung des am weitesten links stehenden Bewerbers zu verhindern. Deshalb stimmten sie geschlossen für Briegleb. Antikommunismus, Angst vor der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit anderen Lehrmeinungen und unreflektierte, unpolitische Gruppensolidarität taten so ihre Wirkung.
Diese in der Professorenschaft am weitesten verbreitete konservative Grundhaltung ist es auch, die die Professorengruppe zum Spielball und Handlanger der herr-

schenden politischen Interessen in diesem Staat prädisponiert erscheinen läßt.
So lieferten das Minderheitenvotum der Professoren und ihre auf allen Ebenen immer wieder vorgetragenen „Bedenken" hinsichtlich der Qualifikation von Frau Brenner der Behörde den Vorwand, die Berufung Hildegard Brenners hinauszuzögern. Dies in einer Zeit, in der der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg seinerseits unter dem Beifall der CDU sich mit dem „Senatserlaß" die juristische Grundlage für Berufsverbote für linksstehende Bewerber für den öffentlichen Dienst schuf. Auch in der verleumderischen „Expertise der CDU zur Lage der Universität Hamburg" ist der Fall Brenner aufgegriffen. Die „Dame Brenner", so heißt es dort, gleiche „mangelnde wissenschaftliche Qualifikation durch politische Gesinnung aus". Woher kennt der CDU-Hochschulexperte Schröder, Verfasser der „Expertise", die Qualifikation von Frau Brenner und mit welchem Recht maßt er sich ein Urteil darüber an? Wenn Schröder auch nicht Mitglied der Berufungskommission war, die Frau Brenners Qualifikation zu prüfen hatte, so wird sein aus politischen Gründen gefälltes Urteil doch weit schwerer wiegen, als das Urteil der Mehrheit der Berufungskommission. Nach dem Erscheinen der CDU-Expertise und der mit ihr einhergehenden antikommunistischen Stimmungsmache konnte dem Hamburger Senat an einer Ernennung von Frau Brenner erst recht nicht mehr gelegen sein. Seine Verzögerungstaktik, gepaart mit psychologischem und materiellem Druck führte schließlich zum gewünschten Erfolg: Frau Brenner stimmte ihrer Ernennung in Bremen zu. Damit hat sich aufgrund der herrschenden politischen Machtverhältnisse der Wille einer Minderheit in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung mit Unterstützung der Staatsmacht gegen den Mehrheitswillen dieser Gremien durchgesetzt.
Die juristische Begründung, die die Behörde für diese politische Entscheidung lieferte, fand zu guter Letzt noch den Segen von Präsidium und akademischem Senat, die nach der Zusage Frau Brenners in Bremen ihre Aufgabe offensichtlich nur noch darin sahen, den leidigen „Fall Brenner" so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.
Das Minderheitenvotum von Professoren und Dozenten und das gleichzeitig anstehende Ernennungsverfahren in Bremen gaben im Fall Brenner der Behörde die Handhabe, die Berufung eines progressiven Lehrkörpermitgliedes auf „kaltem Wege" zu verhindern. Wer jedoch glaubt, daß damit Ruhe eingekehrt sei und man die ganze Affäre ad acta legen könne, der irrt sich. Die nächsten „Fälle" stehen bereits an. Neben der „Dame Brenner" nennt die CDU-Expertise die vom FBE berufenen Dozenten Grabe und Strohkark als Kandidaten der „Linksextremisten", die angeblich Qualifikation durch Gesinnung ausgleichen. In den beiden Bürgerschaftsdebatten zur Expertise und Anträgen der CDU machte Wissenschaftssenator Philipp (FDP) deutlich, daß auch dem Hamburger Senat an einer Verbeamtung dieser beiden Wissenschaftler nicht gelegen ist. Die Fälle seien „auf Eis gelegt" äußerte Philipp und kündigte eine Novellierung des Uni-Gesetzes § 9 an, die die Berufungskriterien für Dozenten neu formuliert. An die Fachbereiche und ihre Organe richteten die Sprecher der Bürgerschaftsfraktionen und des Senats die Aufforderung, ihre Entscheidungen im Sinne der Konfliktvermeidung „noch einmal zu überdenken".
CDU-Expertise, Senatserlaß und die daran anschließenden Bürgerschaftsdebatten machen deutlich, daß von Seiten derer, die die politische Macht in diesem Lande besitzen, die Politisierung von Berufungsverfahren offensiv vorangetrieben wird, mit dem Ziel, ein Kräfteverhältnis zu erzeugen, das die Berufung von linksstehenden Bewerbern möglichst schon innerhalb der universitären Gremien unmöglich macht.
Diese Entwicklung ist nicht nur in Hamburg, sondern in der gesamten Bundesrepublik zu verzeichnen.
Überall nimmt die CDU die Berufungspraxis an den Hochschulen von rechts unter Beschuß. Ihre Erfolge variieren dabei je nach Kräfteverhältnis: Während in Hamburg der Berufung einer Frau Brenner größte Hindernisse im Wege standen, war in Bremen auf Grund des sich im letzten Bürgerschaftswahlergebnis spiegelnden, weitaus günstigeren politischen Kräfteverhältnisses eine Berufung von Frau Brenner möglich, nicht jedoch die Berufung des DKP-Mitgliedes Prof. Dr. Horst Holzer. Im bayerischen Regensburg wiederum ist das politische Kräfteverhältnis so, daß dort selbst der Kandidat eines Teils der Hamburger Professoren, der Barockforscher Dyck, linksradikaler Umtriebe verdächtigt wird.
Die berufungspolitische Einflußnahme der CDU/CSU und rechter SPD-Länderregierungen findet innerhalb der Hochschulen ihre Unterstützung durch die Tätigkeit des sogenannten Bundes „Freiheit der Wissenschaft", des aktiven Kerns antikommunistisch und antimarxistisch engagierter Professoren, der sich zum Ziel gesetzt hat, die Mitbestimmung der Studenten bei Berufungsangelegenheiten wieder abzuschaffen:
„Grundvoraussetzung der Freiheit der Wissenschaft ... ist, daß ausschließlich Wissenschaftler darüber entscheiden, wer als Wissenschaftler anerkannt wird." (Aus dem Gründungsaufruf des Bundes „Freiheit der Wissenschaft", 29. 10. 70.) In der „Programmerklärung des Bundes ‚Freiheit der Wissenschaft' " sieht der Bund „die Freiheit der Wissenschaft ... heute von zwei Seiten bedroht: durch den Gesinnungsterror ideologisch fanatisierter Gruppen an den Hochschulen gegen Andersdenkende und durch Bestimmungen in einer Reihe von Hochschulgesetzen, die Nichtwissenschaftlern zunehmenden Einfluß auf die ... Auswahl wissenschaftlicher Lehrer gewährt haben. Aus beiden zusammen ergibt sich an vielen Hochschulen eine Tendenz, politische Gesinnung anstelle wissenschaftlicher Qualifikation zum Maßstab der ... Personalpolitik zu machen, die nicht nur die Freiheit der Wissenschaft und der sachlichen Diskussion, sondern auch den Leistungsstand der deutschen Hochschulen gefährdet." Und der „Bund" zieht den Schluß: „Entscheidungen über Berufungs- oder Ernennungsvorschläge müssen von der Mehrheit derjenigen getragen werden, die selbst mindestens entsprechend ausgewiesen sind." (Aus den Minima Legalia der WRK vom 29. 5. 69, auf die sich das „Aktionsprogramm des ‚Bundes' " vom 21. 2. 71 unter anderem stützt). (Zitiert nach: moderator, Mitteilungen für die Mitglieder des Bundes „Freiheit der Wissenschaft", 29. 3. 71).
Dem Einfluß dieser organisierten Rechten steht innerhalb der Professorenschaft kein demokratisches Gegengewicht gegenüber. Eben deshalb erscheint die Gruppe der Professoren den politisch und ökonomisch herrschenden Kreisen in der BRD am ehesten geeignet, eine Demokratisierung der Hochschulen, die Durchbrechung des bürgerlichen Wissenschaftsmonopols zu verhindern. Um die Konformität der Lehrinhalte mit den

bestehenden Produktions- und Herrschaftsverhältnissen zu sichern, wollen CDU und CSU in den Beratungen zum Hochschulrahmengesetz durchsetzen, daß künftig Berufungen nicht mehr gegen den Mehrheitswillen der Professorengruppe in den universitären Gremien durchgesetzt werden können. Bei der Bürgerschaftsdebatte um die CDU-Expertise in Hamburg legten sie einen Antrag vor, der eine Zusammensetzung der Berufungskommissionen im Verhältnis von 3 Professoren: 1 Dozenten: 1 Assistenten: 1 Studenten vorsieht. Empfehlungen dieser Kommission sollen darüber hinaus nur mit 2/3-Mehrheit des Fachbereichsrats ablehnbar sein. Entsprechende Vorschläge brachten sie in die Bundestagsausschüsse ein, in denen zur Zeit das Hochschulrahmengesetz beraten wird. Leider ist nicht auszuschließen, daß sich die SPD diesen Vorstellungen anpaßt.
Die Politik der Berufsverbote in Schule und Hochschule und der weitere Abbau der Mitbestimmung in Fragen der Berufungspolitik werden den progressiven Kräften im Hochschulbereich deutlich machen, daß Berufungsfragen in einer Klassengesellschaft immer zugleich Machtfragen sind. Eine Wissenschaft, die ihre gesellschaftliche Verantwortung zu reflektieren bereit ist und die sich der Emanzipation der arbeitenden Bevölkerung verpflichtet fühlt, wird sich nicht im „herrschaftsfreien Dialog" mit denjenigen entwickeln, die dem Staat die Verwirklichung der Berufsverbote für progressive Wissenschaftler erleichtern und abnehmen, die in verantwortungsloser Weise, aus Antikommunismus, aus Scheu vor der Auseinandersetzung mit anderen Lehrmeinungen oder aus unreflektierter Gruppensolidarität heraus der zunehmenden Einschränkung der Wissenschaftsfreiheit durch die politisch herrschenden Kreise tatenlos zusehen und sie teilweise wohl inhaltlich begrüßen.

Die Berufung progressiver Wissenschaftler und die Durchsetzung einer Wissenschaft im Interesse der großen Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung ist eine Kampfaufgabe. Weil sie sich nicht im herrschaftsfreien Raum vollzieht, sondern unter den Bedingungen der politischen Herrschaft und der politischen Einflußnahme der Interessenvertreter des Großkapitals, kann die qualifizierte Argumentation und Mitarbeit der Studenten in den Berufungskommissionen nur bei gleichzeitiger Wachsamkeit und Kampfbereitschaft der studentischen Basis zum Erfolg führen.
Das ist die Lehre aus unseren Erfahrungen mit dem „Fall Brenner".

ŠTEFICA FLECK IM RACHEN DES LEBENS
DREI KAPITEL AUS DER PATCHWORK STORY

WIE ŠTEFICA FLECK BEIM AUSLÖSEN JUNGER ERBSEN PLÖTZLICH DAS GEFÜHL BEKAM, DASS IN IHREM LEBEN ETWAS NICHT STIMMT (Plattstich)

Wenn Sie verhindern wollen, daß der junge Knoblauch in Ihrer Speisekammer zu keimen beginnt, sollten Sie die Knollen mit den spitzen Enden nach unten in einem blechernen oder anderen Behälter einsetzen und sie vollständig mit Meersalz bedekken.

---------- x

- Hascht du irgendwo mein Gebisch geschehen? - fragte die Tante, als sie in die Küche trat.
- Nein.
- Habe ich esch wieder irgendwo liegengelaschen? - seufzte die Tante.

Die Tante watschelte durch die Küche, murmelte etwas, öffnete und schloß die Schubladen der Kredenz, hielt dann plötzlich inne, als sei ihr etwas sehr Wichtiges eingefallen, seufzte dann abermals, öffnete die Tür zur Speisekammer, holte von dort einen Sack voll Erbsen und schüttete ihn auf den Küchentisch.

- Komm, lösche du die Erbschen ausch, ich will intschwischen mein Gebisch schuchen - sagte sie.
- Schau im Bett nach! Weißt du noch, unlängst haben wir es im Polsterüberzug gefunden!

Die Tante lächelte wehmütig, zog dabei die Lippen in den zahnlosen Mund ein, und ging dann aus der Küche. „Wie eine Feige", dachte Štefica. „Feigen

ziehen sich so zusammen, wenn sie austrocknen."
Štefica holte sich eine Schüssel und begann langsam die Erbsen auszulösen. In der Küche, die völlig in Sonnenlicht getaucht war, pulsierte es gleichmäßig. Vom Hof drangen Kinderstimmen und Taubengurren herauf. Gemächlich und träge löste Štefica die Erbsen aus, im Tempo eines Zeitlupenfilms beinahe, und einen Augenblick lang schien ihr, als müßte sie so ewig verharren, wenn der Film durch irgendeinen Zufall zum Stillstand käme, wenn jemand, wer auch immer, seinen Ablauf unterbräche.
- Weischt du, - sagte die Tante, als sie wieder in die Küche kam, - bei unsch daheim in Boschanschka Krupa hat esch eine gegeben, - du kennscht schie nicht -, die hat auch einmal ihr Gebisch verloren und hat esch nicht finden können. Nach schechsch Monaten war die Frau am Ende.
- Gestorben?
- Gestoben.
- So hat es wohl kommen müssen - seufzte Štefica.
- Ja, - seufzte auch die Tante und setzte hinzu:
- Danach kannscht du noch die Kartoffeln schälen.

////////////////////////////////

Die Tante ging aus der Küche. Štefica spaltete die Schoten, durchsuchte die grünen Beutelchen nach den dicklichen Wölbungen, zog an den grünen Fäden, sie öffnete die Beutelchen und die Körner fielen heraus. Die Erbsen kullerten in die Schüssel und sogen die Sonne auf. Štefica griff mit der Hand in die Erbsen, die grünen Kügelchen glitten zwischen ihren Fingern hindurch und prasselten wie Nieselregen gegen den Boden der Schüssel.
- Junge Erbsen, - dachte Štefica gerührt und steckte sich eine Erbse in den Mund.
- Nein, nein, nein! - sagte die Tante, als sie wieder die Küche betrat.
- Hast du dein Gebiß gefunden? - fiel ihr Štefica ins Wort.
- Nein, aber wegen der Erbschen ischt mir etwasch eingefallen... Bei unsch in Boschanschka Krupa hat esch einen gegeben, den böschen Mile haben wir ihn genannt, der hat schich mit rohen Erbschen vollgestopft, esch ischt um eine Wette gegangen, mit scho ungekochten Erbschen wie die da, dann ischt er dran gestorben.
- Was? Nur an rohen Erbsen?
- Jawohl, - sagte die Tante. - Erbschen immer auf Tschwiebeln gut dünschten, merk dir dasch!
Die Tante machte sich in der Küche zu schaffen, sie öffnete und schloß die Schubladen der Kredenz und sagte:
- Bischt du fertig?
- Ein Weilchen noch - sagte Štefica.
Die Tante ging wieder aus der Küche, und Štefica fuhr fort, die grünen Schoten zu spalten und an den kurzen Fäden zu ziehen, als würde sie klöppeln.
Da schien es Štefica plötzlich, als ob ein warmer Nebel wie Wolle sie umfangen und sich dabei verdichten würde, und als habe sie schon einmal Erbsen ausgelöst, so wie jetzt, in dieser Küche, an diesem Tisch... „Vielleicht", durchfuhr es Štefica Fleck, „sitze ich in Wirklichkeit schon mein ganzes Leben lang in dieser Küche und schäle Erbsen und weiß es bloß nicht?"
Langsam umzog die feine Wolle Štefica Fleck und umspann sie wie eine Larve.
„Wie eine Larve", dachte Štefica Fleck und schüttelte sich, „wie eine Larve, grün, rundlich... meine Wolle ist sicherlich grün..." spann Štefica Fleck. Štefica zog am letzten grünen Fädchen; aus der Schote rollten vier dickliche Körner.
Štefica nahm die Schüssel und trug sie zum Spülbekken, um die Erbsen zu waschen. Da entglitt die Schüssel ihren Händen und fiel zu Boden. Die grünen Körner rollten auseinander. Štefica bückte sich, kniete auf den Boden und begann die Erbsen aufzulesen, Korn für Korn. Sonnenstrahlen krochen über den Boden, und Štefica sah wie unter einem Vergrößerungsglas den Staub, die Spinnweben, die Erbsen... Und plötzlich befiel sie eine unerklärliche Traurigkeit...

////////////////////////////////

Mein Gott, dachte Štefica, ewig werde ich in dieser Küche verbannt bleiben und Erbsen auslösen! Korn für Korn, flennte Štefica, mein ganzes Leben lang, brütete Štefica, mit der Tante, die ihr Gebiß sucht, Tränen fielen zu Boden, ich werde immerzu Erbsen auslösen, weinte Štefica, alle haben es besser als ich, dachte sich Štefica, die Marianne, die Ella, die Anuška, die Erbsen kullerten davon, alle haben jemanden, die Erbsen glitten ihr aus den Händen, einen Mann, Kinder, Freunde, schluchzte Štefica, nur ich habe niemanden, dachte Štefica, Arbeit - Haushalt, Arbeit - Haushalt, Štefica zerfloß in Tränen, niemals wird sich etwas ändern, die Tränen kullerten, immer wieder wird mir die Schüssel entgleiten, immerzu Korn für Korn, die Erbsen schwammen in Tränen, wie in einem bösen Traum, wie in einem garstigen Märchen, schnupfte Štefica, warum ist nicht Ella in einem bösen Traum, dachte Štefica, warum ist nicht Marianne in einem garstigen Märchen, der Boden wippte unter den Tränen, warum löst Anuška nie Erbsen aus, fädelte Štefica die grünen Kügelchen auf, ach, bin ich lächerlich, was mache ich bloß, Štefica ließ die grüne Kette durch die Finger gleiten, ich muß etwas tun, betete Štefica den grünen Rosenkranz aus Erbsen herunter,

gleich, wenn ich die Erbsen eingesammelt habe... Und als wäre sie aus Löschpapier, saugte die Hand die Tränen auf ...

Auf dem Fensterbrett hockten zwei Tauben, nickten mit den Köpfen und betrachteten Štefica Fleck. Die Tante trat in die Küche.

- Pfui, weg da! - sagte die Tante, und die Tauben flogen davon.
- Mein Gebisch! - rief die Tante. Da erblickte Štefica auf dem Boden, direkt neben dem Tischfuß, Tantes Gebiß. Štefica hob es auf und reichte es der Tante.
Die Tante blickte mitleidig auf Štefica, die verweint unter dem Tisch kniete, der Altersschleier verschwand von ihren Augen, es war, als wollte die Tante etwas sagen, sie unterließ es aber, wandte sich der Tür zu und murmelte etwas wie: - Jetscht werde ich aber...
Auf dem Boden waren noch einige Erbsen liegengeblieben.

ŠTEFICA FLECK UND DIE MÄNNER (Unsichtbares Zusammensetzen dünner Stoffe)

ŠTEFICA UND DREIZIPF

Die Ausarbeitung des Schlitzes beim Vorderteil:
Die Knopflochleiste zum Schlitz, die Sie nach dem Schnittmuster gesondert zugeschnitten haben, wird vom Futter verstürzt und die Kante schmal abgesteppt. Der linke vordere Schlitzrand wird ebenfalls wie eine Knopflochleiste mit Futter verstürzt und seine Kante abgesteppt. Dann die fertige Knopflochleiste unter den linken Schlitzrand heften und rechts in der nach Schnitt gezeichneten Linie feststeppen und die Naht durch Umstechen oder Einfassen versäubern.

---x

- Wo ist denn die Tante? - fragte Dreizipf, als er bei der Tür hereinhuschte.
- In Bosanska Krupa, - sagte Štefica.
- Aha. Sehr gut! - sagte Dreizipf. - Ich kann es nicht leiden, wenn mir bei der Arbeit irgendwelche Tanten in der Wohnung herumschleichen.
Sie gingen ins Zimmer. Deizipf warf sich sogleich aufs Bett, sein Blick glitt über die Möbel, die Wände, streifte die Bücher...
- Studierst du? - fragte Dreizipf.
- Nein, - sagte Štefica leise.
- Gut so. Solche, die studieren kann ich nämlich nicht leiden, weißt du. - Dreizipfs Blick tastete Štefica ab.
- Du bist nicht übel, weißt du... Ich werde dich vögeln. Und zwar so... Schlamperei gibt es bei mir nicht, mußt du wissen. Zwei Stunden lang werde ich dich vögeln, ununterbrochen... Was sag ich da, zwei Stunden! Die ganze Nacht werde ich dich vögeln, so lange, bis deine Tante aus Bosanska Krupa zurückkommt. Einverstanden? -
- Einverstanden, - sagte Štefica bescheiden und sah verschreckt auf Dreizipf. „Wie sollen wir denn in so einem kleinen Bett ...", dachte sie. Dreizipfs Arm, seine Schultern und ein Bein hingen über das Bett hinaus.
- Im Ernst, - sagte Dreizipf, während er seinen Kaugummi in die Länge zog.
Stille hatte sich einen Augenblick lang im Zimmer eingenistet, nur Dreizipfs unausgesetztes, rhythmisches Kauen war zu hören. Štefica sah ihn an, senkte aber sogleich den Blick. Sein Blick traf kurz den ihren, doch lenkte Dreizipf ihn alsbald auf die Wände, ließ ihn daran umherirren, links, rechts, als würde er etwas suchen, einen Safe zum Beispiel.
Štefica zündete sich eine Zigarette an. Dreizipf nahm seinen Kaugummi aus dem Mund und klebte ihn an das Kopfende des Bettes.
- Wirf mir auch eine herüber, - sagte er.
Sie rauchten. Štefica überlegte, wieviel Uhr es wohl sein mochte. Es schien ihr, als wäre es schon spät, vielleicht gar Mitternacht, dann dachte sie, daß sie etwas sagen sollte, statt nur so dazusitzen und zu schweigen.
- So, - sagte Dreizipf und drückte die Zigarette aus.
- Jetzt werde ich dich vögeln, zieh dich aus.
- Nein, nicht... - murmelte Štefica.
- Gut. - Dreizipf war einverstanden. - Vielleicht hast du Angst. Aber ich bin kein Gewalttäter, mußt du wissen, ich verstehe mich auf Frauen. Nach einiger Zeit wirst du nur noch ja sagen, ja, ja. Du wirst von einer Ohnmacht in die andere fallen und mich bitten, nie wieder aufzuhören. Ich werde dir zeigen, daß das Ganze nichts Schlimmes ist und mich selbst ausziehen.
Dreizipf zog sich aus. Große, gewaltige Körperteile kamen aus den Kleidern zum Vorschein.
- So! - sagte Dreizipf, löste den Kaugummi vom Kopfende des Bettes und steckte ihn erneut in den Mund. - Jetzt werde ich mir ein wenig die Füße vertreten, - sagte Dreizipf und kam auf Štefica zu. Durch das Zimmer tanzten Schatten. - So, jetzt werde ich dich vögeln! - und er trat vor Štefica.
Dreizipf atmete erregt, zerrte Štefica die Kleider vom Leibe, fummelte am Verschluß herum, schließlich stand Štefica nackt da. „Wie sollen wir denn in so einem kleinen Bett..." dachte Štefica und fand sich auf dem Boden liegend. Dreizipf kaute an seinem Gummi, warf Štefica links, rechts auf dem Boden umher, drückte sie und schleifte sie

durchs Zimmer. Štefica versank in den Muskelbergen und dachte erschrocken, „Mein Gott, so muß es wohl sein."
- So - sagte Dreizipf. - Das war das Vorspiel! Jetzt werde ich dich vögeln, ununterbrochen vögeln, kontinuierlich bis morgen früh. -
- Gut, - hauchte Štefica in Dreizipfs großes Ohr.
Dreizipf lag auf der Hüfte, den Kopf mit der einen Hand gestützt, mit der anderen zog er den Kaugummi in die Länge.
Štefica sah Dreizipf fragend an. Dreizipf sagte:
- Es eilt ja nicht. Wir haben die ganze Nacht vor uns. Entspanne dich.
- Gut, - sagte Štefica und blieb auf dem Boden liegen.
- Sag, hast du was zu essen? - kam es Dreizipf plötzlich in den Sinn. Štefica ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Darin fand sie Milch im Ein-Liter-Tetra-Pack, Salami, Mayonnaise. „Ich könnte belegte Brote machen", dachte Štefica und machte sieben Brote. Dann besann sie sich anders und machte noch drei. „So, zehn Brote werden wohl reichen", beschloß sie und ging ins Zimmer.
Dreizipf lag noch in derselben Pose, er zog den Kaugummi aus dem Mund und tat ihn wieder hinein, er führte seinen Blick über die Wände spazieren auf der Suche nach einem Safe.
- Ausgezeichnet! - sagte Dreizipf und griff nach dem ersten Brot.
- So werde ich dich lieben, so und so... So werde ich dich vögeln, fürs erste! - sprach Dreizipf und aß das erste Brötchen.
Im Zimmer war es halbdunkel und Štefica erschien ihr Zimmer zum ersten Mal vertraut. Sie hüllte sich in die Decke und legte sich auf den Boden. Die Dekke kratzte auf der nackten Haut. „Von nun an werde ich immer so schlafen", dachte sie und fühlte, wie ihr die Lider zufielen.
- So und so werde ich dich vögeln, mampf, mampf, knack, knack, fein, fein... so werde ich dich zum zehnten Mal... - murmelte Dreizipf, und Štefica sah durch die Wimpern, wie Dreizipf das zehnte Brot aufaß. Dann setzte Dreizipf den Liter-Pack mit der Milch an. Durch das Fenster drang die erste Morgendämmerung.
- So! - sagte Dreizipf und wischte sich mit der Hand den Mund ab. - Komm!
Štefica kroch, in die Decke gewickelt, zu Dreizipf. Mit einer gewaltigen Gebärde umarmte er sie, verschleppte seine Hand unter die Decke, dann strich er ihr einige Male über die Schenkel.
- Es wird hell, - sagte Dreizipf.
- Ja, - sagte Štefica. Plötzlich schlug sich Dreizipf auf die Stirn.
- Sag, wo habe ich den Kaugummi hingesteckt?
- Ich weiß nicht, - sagte Štefica.
- Da irgendwo muß er sein! - sagte Dreizipf und tastete das Kopfende des Bettes ab. - Weg ist er! - seufzte Dreizipf. - Vielleicht habe ich ihn verschluckt, obwohl - ich glaube es nicht. Sowas passiert mir sonst nie.
- Was will man machen, - hauchte Štefica teilnahmsvoll.
- Hör zu, ich muß weg. Es ist schon Morgen. Deine Tante könnte aus Bosanska Krupa zurückkommen, und ich kann es nicht leiden, wenn irgendwelche Tanten in der Wohnung herumhängen, solange ich bei der Arbeit bin.
- Gut, - sagte Štefica und wollte bemerken, daß die Tante einige Tage wegbleiben würde. Da aber war Dreizipf schon munter beim Ankleiden.
- So, - sagte Dreizipf. - Hast du eine Zigarette?
- Ja, - sagte Štefica.
- Gib her, für den Weg, - sagte Dreizipf, zündete die eine an, die andere steckte er sich hinters Ohr und nickte schelmisch der Štefica zu: - Kopf hoch, Kleine!
- Sag, wie heißt du eigentlich?
- Štefica - sagte Štefica leise.
- Sehr gut! Solche, die nicht Štefica heißen, kann ich nicht leiden! - sagte Dreizipf und verzog das Gesicht schelmisch zu einer Grimasse.
- Du bist ein gutes Mädel, daß du's weißt! - sagte Dreizipf und kniff Štefica in die Wange. Das Lächeln auf seinem Gesicht glitt rasch hinab, danach noch der Kopf und die Schultern: Dreizipf stieg die Treppe hinunter dem Ausgang zu.

ŠTEFICA FLECK BEHERZIGT DIE RATSCHLÄGE (Heften)

ŠTEFICA FLECK IM THEATER.

Eier, deren Schale geplatzt oder eingedrückt ist, können nicht im Wasser gekocht werden, ohne daß das Eiweiß oder gar der Dotter ausrinnt. Haben Sie keine anderen zur Hand, nehmen Sie ruhig solche Eier, wickeln Sie diese aber in Alufolie, bevor Sie sie mutig ins Wasser legen.

---x

Im Theater war es stickig. Štefica hatte anfangs alles, was auf der Bühne vor sich ging, aufmerksam verfolgt: den König, die Königin, die junge, verliebte Ophelia, die ihr am besten gefiel. Štefica tat es leid, als die sich ertränkte.
Aber dann kamen Totengräber auf die Bühne, eigentlich kamen sie nicht, sondern standen auf einmal an der Grube, unterhielten sich und schaufelten ganz echte Erde aus dem Loch, worüber sich Štefica am meisten wundern mußte.
Da aber wurde es Štefica übel, sie begann sich durch die Sitzreihe zu zwängen, die Leute murrten, sie ging auf das rote Licht zu, tastete sich durch die Fal-

ten der dicken Plüschvorhänge, verließ den Saal, lief die Treppen hinunter und fiel in den Toilettenraum. Štefica betrat die erste Klozelle, legte den Klodeckel auf die Muschel und setzte sich darauf.
Štefica war es, als sei das Theater ein großes, in sich geschachteltes Haus, in dem sich ein kleineres Haus befindet - der Saal; und in diesem kleineren - ein noch kleineres - die Toilette; und in der Toilette - das kleinste - die Kabine, das letzte kleine Haus, aus dem kein Weg hinausführt: ein Sarg, ein kleines Grab... „Wenn ich jetzt nicht etwas unternehme, werde ich ewig in diesem Sarg bleiben - man wird mich niemals finden ...", ging es Štefica durch den Kopf, und sie versuchte tief zu atmen.
Plötzlich vernahm sie Stimmen.

- Habe ich dir nicht erzählt, - sagte die erste Stimme, - daß man sie völlig ausgeräumt hat? Jetzt hat sie da unten nichts mehr.
- Gar nichts? - fragte die zweite Stimme.
- Alles leer. Dann hat es sich auf die Brust ausgeweitet, und man mußte ihr auch noch die Brust...
- Aber nein!
- Doch. Mit sowas darf man nicht spaßen. Bei der letzten Abtreibung haben sie mir gesagt, daß ich damit nicht spaßen darf, weil ich ein kleines Geschwür an der Gebärmutter habe.
- So?
- Ja. So groß wie eine Zweiermünze.
- Das wird man dir verätzen. Mir hat man es auch verätzt, nur war meines etwas kleiner...
- Mir haben sie gesagt, daß ich möglichst bald zum Verätzen kommen soll, bevor es zu spät ist.
- Das ist nicht weiter schlimm. Es brennt nur ein wenig... Besser das, als daß dir die Gebärmutter austrocknet.
- Wem trocknet sie aus?
- Mir. Sie haben mir gesagt, daß sie schrumpft. Angeblich, weil ich so mager bin.
- Und bei Ankica, du kennst sie, bei der hat sie sich gesenkt...
- Ach, was sind wir doch für arme Weiber!
- Was solls! Schau, da hat jemand seinen Kamm vergessen!
- Steck ihn ein, dann wollen wir schön langsam...
- Na dann... Ich will nur noch den Besen und den Eimer wegschließen!

Die Stimmen verstummten, Štefica wurde es wieder schlecht, dann überkam sie Mitleid, obwohl sie nicht genau wußte, mit wem, und sie begann zu weinen. Es fiel ihr ein, daß das vielleicht jemand hören könnte, und sie zog die Spülung, dann weinte sie noch heftiger und zog abermals die Spülung.
Dann sann sie, sich die Tränen abwischend, über das Loch von der Größe einer Zweiermünze nach und versuchte, den Zeigefinger und den Daumen zu einem Loch zu krümmen, aber es wollte ihr durchaus nicht einfallen, wie eine Zweiermünze aussieht. Darüber fing sie von neuem an zu weinen und zog noch einmal die Spülung.
Dann stand sie entschlossen auf und verließ die Klozelle - den Sarg. Im Korridor war es menschenleer, und Štefica stahl sich auf Zehenspitzen aus dem Theater. Die Totengräber werden bestimmt schon gegangen sein, dachte sie, Ophelia wird man begraben haben, ich werde mir die Vorstellung noch einmal anschauen müssen, der Prinz war auch nicht übel, eigentlich ein ausgezeichneter Schauspieler, wie geschaffen für einen Prinzen...

ANHANG: ZEICHENERKLÄRUNG

----------x Ausschneiden: Den Text entlang dieser Linie bis zur markierten Stelle ausschneiden.

////////////// Einkräuseln: An beiden Seiten der Autorennahtlinie große fabulative Stiche anbringen. Unterfaden anziehen. Kräusel gleichmäßig verteilen.

Dubravka Ugrešić
(Aus dem Kroatischen von Maja Grimm)

Nachwort der Übersetzerin

Die Kroatin Dubravka Ugrešić (*1947), Trägerin mehrerer Preise für Jugendbücher in Jugoslawien, Lehrbeauftragte am Institut für Slavistik der Universität Zagreb.
Auf den einfachsten Nenner gebracht, ist Dubravka Ugrešićs PATCHWORK STORY eine Trivialgeschichte - geschrieben gegen den Strich.
Das Material/der Stoff - Štefica also - ist buchstäblich verstrickt in Werbung jeglicher Art, eingeklemmt zwischen die Hausfrauentips und die fatalistischen Anekdoten einer zahnlosen Tante, verschnürt mit Redensarten und Ratschlägen junger Frauen, versetzt mit Mode-, Kosmetika- und Diätvorschlägen und mit scharlatanischen Heil- und Wahrsagerpraktiken. Das Material ist eingespannt zwischen die Illusionshorizonte der Film-, Fernseh- und Romanangebote, die sich in den skurril erscheinenden Alltagsdialogen und -szenen niederschlagen, als Tag- oder Nachtträume und als (sexuelle) Phantasien. Das Material ist übersteppt mit Versatzstücken und Volksweisheiten, zersetzt von abgehobenen Kunst- und Literaturdarbietungen, der Stoff überzeichnet von Schnittmusterlinien, die anzeigen, wo der Text gekürzt oder geweitet werden soll. Er ist verbrämt mit Hexen- und Stilstichen und Schleifen der aus den Geschehnissen herausfallenden Unstimmigkeiten. Das Material steckt fest zwischen den Überlegungen der Autorin über das Schreiben und ihre Vorwegnahme der nicht zu erschütternden Erwartungen der Leser. Die Heldin ist aufgespießt auf die bald boshaften, bald mitleidigen Kommentare der Autorin, die Autorin selbst festgenagelt vom Wunsch, eine aus „dem Leben gegriffene Figur" zu zeichnen. Die Geschichte zerschnitten in einzelne Episoden, die aneinandergefügt den Weg der Heldin ergeben sollten, und doch nur ihre Ausweglosigkeit, das Nicht-von-der-Stelle-Kommen, bloßlegen. Sie macht eine Geschichte, so wie sie ein Kleid machen würde.

DIE MÄNNLICHE STIMME DER VERNUNFT

Über die un-heimliche Allianz von Wissenschaft und Männlichkeit

Ich möchte mit einer Rätselfrage beginnen. Was ist das: Es ist das Allgegenwärtige in den Wissenschaften, und für sie selbst, die Wissenschaftler, doch nicht sichtbar. Es ist das Selbstverständliche in den Wissenschaften, und doch, zumindest für Alice im wunderbaren Wissenschaftsland, das am meisten einer Erklärung Bedürftige? Es ist - nicht schwer zu erraten - das Männliche in den Wissenschaften.

Versuche, die Wissenschaften und die mit ihnen verbundenen Ideen von Objektivität und Universalität zu kritisieren, ebenso Versuche, etablierte politische Institutionen und die sie legitimierenden Prinzipien rationaler Herrschaft in Frage zu stellen, sind bisher, wenn sie aus der Perspektive von Frauen unternommen wurden und sich noch dazu ausdrücklich als feministisch bekannten, von den Autoritäten in Wissenschaft und Politik nicht zur Kenntnis, geschweige denn ernst genommen worden.

Zu sagen, der Grund dafür läge in dem Umstand, daß sowohl wissenschaftliche wie politische Institutionen von Männern beherrscht werden, wäre zwar nicht falsch, aber doch etwas vordergründig. Der implizierte Sexismus in Wissenschaft und Politik ist nicht einfach eine Personalfrage; es ist eher eine Machtfrage. Und die Macht, um die es geht, ist die Macht der herrschenden Weltsicht, die Macht politischer und wissenschaftlicher Definition dessen, was Wirklichkeit ist - eine Macht, die allerdings tatsächlich entweder in männlichen Händen liegt oder sich zumindest männlich geriert.

Dazu kommt noch eine andere Macht: die Macht der Gewohnheit, auch der Denkgewohnheiten. Zu sehr sind wir alle, die Experten, die Öffentlichkeit, ja wir Frauen selbst, in der Überzeugung erzogen worden, Wissenschaft und Demokratie seien wahrhaftig und wirklich Institutionen, die das Allgemeine, das Universelle verkörpern, als daß wir auf ein kurzes Argument hin mit allen Konsequenzen erkennen könnten, daß das, was Universalität beansprucht im Namen von Wahrheit und Gerechtigkeit, in seiner konkreten historischen Gestalt tatsächlich nichts anderes ist als die männliche Stimme unserer Kultur.

Genau das ist die These, die ich über den Zusammenhang von Wissenschaft und Männlichkeit vertreten möchte. Und, um bei der Metapher der „männlichen Stimme" zu bleiben: Wenn das Tuscheln und Murmeln, das diese laute Stimme übertönt, erst einmal hörbar wird, dann ist schon viel erreicht.

Zuvor sind noch zwei Punkte zu klären, die im Zusammenhang mit feministischer Wissenschaftskritik immer wieder Gegenstand von Mißverständnissen und Kontroversen sind.

Es geht erstens, zumindest in den folgenden Überlegungen, nicht um eine Kritik an abstrakten Ideen und Normen von Wahrheit und Gerechtigkeit, die man oder frau in irgendeiner Weise voraussetzen muß, um in den wissenschaftlichen oder politischen Diskurs eintreten zu können. Es geht um die Kritik von Überzeugungen, Institutionen und Personengruppen, die traditionsgemäß in unserer Kultur das Vorrecht hatten und haben, im Namen der Vernunft zu sprechen. Es geht nicht in erster Linie um die Kritik philosophischer Ideen, sondern um die Kritik historischer Praktiken. Die Hartnäckigkeit, mit der sich Wissenschaftstheoretiker und Philosophen weigern, den abstrakt-analytischen Diskurs zu verlassen, ist in diesem Zusammenhang alles eher als die intellektuelle Tugend: Es ist die Weigerung, das eigene konkrete Verhalten zu thematisieren, die eigenen Praktiken beim Namen zu nennen - eine Abwehrstrategie, die den erhobenen Verdacht bezüglich des Zusammenhangs von Wissenschaft und Männlichkeit eher verstärkt als entkräftet.

Zweitens muß betont werden, daß die einer feministischen Wissenschaftskritik zugrunde liegende „Kritik der Männlichkeit" noch kein Lob der Weiblichkeit in sich schließt. Es wäre nicht nur falsch, sondern auch fatal, hinter jeder männlichen Untugend eine verdrängte weibliche Tugend zu vermuten. Überhaupt ist gegenüber gängigen, und das heißt in der Regel: gegenüber männlichen Definitionen des Weiblichen Skepsis angebracht. Handelt es sich doch meist um Ergänzungstheorien, die zwar vielversprechend klingen mögen, wie die Thesen von der „Neuen Weiblichkeit", aber letzten Endes dazu dienen, die bestehende männliche Hegemonie in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik festzuschreiben.

Wissenschaft und Männlichkeit: Eine Exposition der These

Wenn es einen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Männlichkeit gibt, muß er in der Persönlichkeitsstruktur und im psychischen Habitus derer zu finden sein, die Wissenschaft treiben; er muß seinen Ursprung in der Geschichte der wissenschaftlichen Institutionen, seinen Ort in den professionellen Rollen innerhalb und im Umkreis dieser Institutionen haben. Wollte man dieses Thema einer Forschungsdisziplin zuordnen, dann wäre es die Psychohistorie und das Studium kultureller Mentalitäten.

In einem solchen theoretischen Rahmen wäre zu zeigen, daß sich in der neuzeitlichen Zivilisation ein psychischer Habitus ausmachen läßt und eine entsprechende Handlungsmatrix, über die sich der gesuchte Zusammenhang von Wissenschaft und Männlichkeit herstellt. Dieser Habitus entspricht dem Idealtyp von Zweckrationalität, wie ihn Max Weber beschrieben hat. Ich nenne ihn das Paradigma rationaler Beherrschung. Dieses Paradigma rationaler Beherrschung ist die allgemeine Struktur, von der die neuzeitliche Wissenschaft einerseits und die Aus-

prägungen des Männlichen, des männlichen Geschlechtscharakters andererseits historische Konkretisierungen sind (vgl. List 1985).
Die Definitionen und Imaginationen des Weiblichen hingegen, des „Ewig-Weiblichen", wie es heißt, symbolisieren innerhalb dieses zivilisatorischen Paradigmas der Moderne das Andere, das Heterogene. Die Definitionen des Weiblichen verweisen auf den vorzivilisatorischen, natürlichen, kreatürlichen Mutterboden, über den sich die Errungenschaften der Pioniere der Neuzeit, der politischen, der industriellen, der wissenschaftlichen Revolution machtvoll und männlich erheben. Da die Definition des Männlichen im zivilisatorischen Code des Paradigmas rationaler Beherrschung schon enthalten ist, gibt es keinen kulturellen Bereich, der geschlechtsneutral definiert wäre. Und da zugleich das Weibliche kraft Definition außerhalb all dieser Bereiche liegt, entzieht sich der politische, der Herrschaftscharakter des Geschlechterverhältnisses dem Blick und dem Bewußtsein, vor allem auch dem Blick und dem Bewußtsein des wissenschaftlichen Diskurses.
Was zuerst ins Auge fällt, ist die Komplexität der Zusammenhänge, der Wechselwirkungen und Determinanten, durch die die Kongruenz kultureller Universalien mit männlichen Hegemonieansprüchen eher verschleudert als sichtbar gemacht wird. Ich werde zuerst versuchen, diese Vieldimensionalität an der Wissenschaftsgeschichte bzw. am Prozeß der gesamtgesellschaftlichen Rationalisierung seit Beginn der Neuzeit zu demonstrieren. Der Hauptteil meiner weiteren Überlegungen gilt dem psychischen Habitus des Wissenschaftlers; dabei geht es darum, die normativen Vernunftideale der philosophischen Tradition mit den Ergebnissen der Wissenschaftspsychologie zu konfrontieren, um einige Schlußfolgerungen bezüglich dessen anzustellen, was den Konnex von Wissenschaft und Männlichkeit herstellt, nämlich das schon genannte Paradigma rationaler Beherrschung.

Wissenschaft im Prozeß der Rationalisierung

Eine erste Ebene, auf der sich die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Männlichkeit stellt, ist die der Wissenschaftssoziologie. Sie erhebt sich angesichts der Absenz und Marginalität von Frauen in den Wissenschaften, und zwar sowohl als Subjekte als auch als Objekte seriöser Forschung. An der sozialen Realität der Wissenschaft als Institution manifestieren sich Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung, die Arbeitsteilung zwischen Kopf-und Handarbeit, und besonders auch die noch von Marxisten als naturwüchsig bezeichnete Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die Trennung zwischen politisch-öffentlich organisierter Produktion und privater Reproduktion. Schon hier wird klar, daß Frauen, aufgrund einer angeblichen Sachlogik von Arbeitsteilung und gesellschaftlicher Differenzierung, nicht bloß anderes tun als Männer und anders leben als Männer, sondern daß sie, was immer sie tun oder wie immer sie leben, unter der Herrschaft oder Autorität von Männern tun (vgl. List 1980, S. 310 f.). Um die hierarchische Struktur und den politischen Charakter des Geschlechtsverhältnisses zu beschreiben oder zu kritisieren, sind aber weder der wissenschaftliche noch der politische Diskurs in der traditionellen Form geeignet. Denn die grundlegenden Dichotomien, durch die sich Wissenschaft und Politik definieren, nämlich die zwischen Objektivität und Subjektivität bzw. zwischen der Sphäre des Öffentlich-Politischen und des Privaten sind zugleich jene Prinzipien, durch die es beiden Institutionen gelingt, ihren Geschlechtscharakter zu dementieren und aus dem Bewußtsein zu verdrängen.
Die Prinzipien der Objektivität und der Öffentlichkeit erscheinen uns als reinste Verkörperungen wissenschaftlicher Rationalität und rationaler Politik, nicht als Mechanismen der Erhaltung männlicher Hegemonie oder als Mechanismen der Ausschließung weiblicher Erfahrung und Realität. Dennoch ließe sich die Geschichte der abendländischen Wissenschafts- und Vernunftsinstitutionen schreiben als eine Geschichte erotischer Machtverhältnisse, genauer, als eine Geschichte der fortschreitenden Erotisierung von Macht. Da der wissenschaftliche Diskurs seiner theoretischen Struktur nach durch die Philosophie der Antike begründet worden ist, müßte man zunächst die Institutionen der antiken Philosophie studieren. Es sind die Institutionen einer Gesellschaft, für die der Ausschluß der Frauen aus dem öffentlichen kulturellen Leben schon vollendete Tatsache war. Alle öffentlichen Einrichtungen, Politik, Militär, Wissenschaft, waren männerbündisch organisiert. Innerhalb der Philosophie, deren Bestimmung dem Namen nach die Liebe zur Wahrheit ist, spielte Homoerotik in der Form der Päderastie eine große Rolle. Die Verbindung von Liebe und Wahrheit ist gewiß eine der schönsten Utopien der philosophischen Tradition. Es wäre allerdings eine Illusion, in der philosophischen Kultur der Antike die Realisierung eines schönen ungetrübten Wahrheitseros zu sehen, wie es dem humanistischen Bildungsideal zugrunde liegt. Vielmehr ist schon im Platonischen Wahrheitsdiskurs eine Strategie der Enterotisierung personaler Beziehungen am Werk. Die Päderastie als idealtypische Beziehungsform zwischen Lehrer und Schüler stellte ein einseitiges Machtverhältnis dar und organisierte, nimmt man die utopische Bestimmung des Eros im platonischen Symposion zum Bezugspunkt, schon nicht mehr den Eros, sondern das Schweigen des Eros. Leibfeindlichkeit und Frauenfeindlichkeit bilden den Bodensatz antiker und mittelalterlich-christlicher Spiritualität, und in der neuzeitlichen Wissenschaft ist es nicht anders.
Die Formierung der neuzeitlichen Wissenschaft möchte ich hier etwas genauer skizzieren, und zwar in Begriffen, die ihrem Selbstverständnis entsprechen, nämlich als einen Prozeß der Rationalisierung. Ich muß hier darauf verzichten, die historischen, politischen und ökonomischen Umwälzungen darzustellen, die der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft vorausgingen und sie begleiteten.
a) Ein erster wichtiger Aspekt von Rationalisierung und damit von wissenschaftlichem Denken ist das, was Max Weber „Entzauberung der Welt" nannte: die Überwindung, Eliminierung, Verdrängung aller magischen und anthropomorphen Elemente aus dem Weltbild. Erst als die noch in der Renaissance mächtig wirksamen magischen Vorstellungen von der Natur, die Alchemie mit ih-

ren Geheimnissen besiegt war, konnte wissenschaftliche Naturbeherrschung sich durchsetzen. Die Natur draußen, imaginiert als weiblich, hörte auf, ein bedrohliches Gegenüber zu sein, wurde zum toten Gegenstand (vgl. Merchant 1980).

b) An die Stelle der dämonischen Macht der Natur, aber auch an die Stelle göttlicher Allmacht im Plan der Geschichte tritt ein neuer Souverän: das autonome Individuum, der Vernunftmensch. Im Zeichen der Rationalisierung konstituiert sich in Philosophie, Ökonomie und Politik ein neues Menschenbild. Es besteht kein Zweifel daran, daß das Menschenbild der bürgerlichen Aufklärung und der politischen Theorie des Liberalismus eigentlich nur den Mann meinte, eine Eindeutigkeit, die durch die Synomie von „Mensch" und „Mann" im Französischen, Italienischen und Englischen nur verdeckt wird.

Die wesentlichen Merkmale des „neuen Menschen" sind folgende:

1. Individualismus, d. h. Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit in der Befriedigung elementarer Lebensbedürfnisse.
2. Utilitarismus und Egoismus: ökonomischer Erwerb ist das Hauptstreben des neuen Menschen - Homo oeconomicus. Eigennutz und Machtstreben sind seine Natureigenschaften, die nur durch legitime staatliche Macht in Schach gehalten werden kann - dies die pessimistische Variante der neuen Anthropologie bei Hobbes (vgl. MacPherson 1973).
3. Autonomie und Vernunft als das Recht und die Fähigkeit zur Verfolgung selbstgesetzter Interessen. Die Fähigkeit zur Autonomie liegt in der menschlichen Vernunft (Homo rationalis), die reine rationale Wahl und Realisierung individueller Interessen ermöglicht.
4. Selbstdisziplin als die Fähigkeit, solche Zwecke auch gegen die eigene Triebhaftigkeit zu verfolgen. Hierin lag Max Weber zufolge die Bedeutung der protestantischen Ethik für die religiöse Motivierung des ökonomischen Verhaltens (Weber 1973).

c) Das Aufkommen eines neuen Menschenbildes und Sozialcharakters ist die Folge historischer Umwälzungen, des Zerfalls der feudalen Ordnung, die neue Macht des Handels, des Entstehens der Stadtkultur, der Formierung der Nationalstaaten. Unter diesen Bedingungen wurden wirtschaftlicher Erfolg und imperialistische Expansion zu den primären Antrieben individuellen und kollektiven Handelns. Die Entstehung der Marktwirtschaft und der modernen Industrie als Hauptfaktoren ökonomischer Rationalisierung hatten auch für das Leben der Frauen eine einschneidende Wirkung. In dem Maße, als Arbeit und wirtschaftlicher Erwerb an gesellschaftlicher Bedeutung gewannen, wurden Frauen aus allen Bereichen der öffentlichen Produktion verdrängt, und zwar zuweilen auf gewaltsame Weise. Mit der Trennung von Familienhaushalt und Erwerbsleben entstand auch die moderne Rolle der Hausfrau, der Frau und Mutter, die sich angeblich schon ihrem Wesen, ihrer Natur nach vom autonomen Vernunftmenschen, wie ihn die Philosophie beschreibt, grundlegend unterscheidet (vgl. Hausen 1978).

d) Die politisch-rechtliche Rationalisierung lieferte schließlich die Revolution und den Zerfall der traditionell feudalen Gesellschaftsorganisation geschaffenen Verhältnisse. Die Funktion der Politik, des Rechts und des Staats ist nunmehr die Regelung der Konflikte von wirtschaftlich autonomen Staatsbürgern. Die Sphäre der Produktion und des Marktes und ihre zentrale staatliche Steuerung bestimmen den öffentlichen Diskurs. Als politisch definieren sich die Machtverhältnisse zwischen Staat, Kapital und Arbeit. Ihre Rechtsform ist der Vertrag als Grundlage staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung. Der Bürger als Homo politicus ist rechtsfähig durch seine Autonomie und seine Vernunft. Die Frau existiert als Rechtssubjekt nicht; die als Rationalisierung beschriebene Versachlichung der Beziehungen zwischen männlichen Rechtssubjekten setzt die Verdinglichung weiblicher Subjekte stillschweigend voraus (vgl. Schröder 1977).

Frauen sind nicht autonom, weil sie aus der bürgerlichen Eigentumsordnung ebenso ausgeschlossen sind wie aus der feudalen. Weil sie selbst nicht Eigentümer sind, bleibt ihnen meist nur das Schicksal, wie bisher als Eigentum gehalten zu werden, bestenfalls im bildungsbürgerlichen Haushalt als „schönes Eigentum". Als liebend, arbeitend und gebärend unter der Macht und Munt ihres Ehegatten und Hausvaters hat schon Aristoteles der Frau die eigenständige Vernunft abgesprochen. Und noch die Geschlechtsmetaphysik der bürgerlichen Ideologie der Neuzeit verwehrte ihr den Status als Rechtssubjekt wegen ihrer angeblichen Vernunftlosigkeit.

e) Von den Theoretikern des neuzeitlichen Rationalisierungsprozesses wird kaum bemerkt, was aus der Sicht von Frauen an ihm das bemerkenswerteste ist: daß er nämlich einen Bereich ausklammert, der wie die geschaffene Natur außerhalb der Vernunft, jenseits ökonomischer oder politischer Rationalität zu liegen scheint, den Bereich der Familie. Die Familie, dieses „Jenseits der Kultur", ist aber der Bereich, der als „Reich der Frau" definiert wird, der Bereich privater, personaler Beziehungen, der Beziehungen zwischen Mann und Frau. Während die Denker des bürgerlichen Zeitalters diese Sphäre schönfärberisch einer höheren Sittlichkeit zuweisen, belegen die historischen Tatsachen, daß die Prinzipien abendländischer Rationalisierung aus der Perspektive der Frauen als Mechanismen der Ausschließung und der Kontrolle wirkten.

„Vernunftspezialisten". Der psychische Habitus des Wissenschaftlers

Historiker sind sich darüber einig, daß die Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaften eingebettet ist in den Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Rationalisierung, wie ich ihn andeutungsweise beschrieben habe. Die Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaften und die ihr folgende technisch-wissenschaftliche Revolution sind soziale Phänomene, und dennoch werden die Verteidiger des traditionellen Wissenschaftsideals, um das Prinzip der Wertfreiheit und den universalistischen Anspruch wissenschaftlicher Rationalität zu retten, nicht müde, den historischen Hintergrund und den sozialen Kontext der Wissenschaftskultur als akzidentelle und ir-

relevante Faktoren des Entstehungszusammenhangs wissenschaftlicher Theorien abzutun.
Genau diese Tabuisierung des realen Kontexts wissenschaftlicher Theorieproduktion muß durchbrochen werden, um auch die psychischen und geschlechtsspezifischen Implikationen der Wissenschaftskultur zur Sprache zu bringen. Wenn der Mythos der Wertfreiheit und der politischen Neutralität der Wissenschaften durchschaut ist, zeigt sich auch ihr alltägliches menschliches Gesicht - ein Gesicht mit männlichen Zügen. Solche männliche Züge sind nicht nur der Physiognomie des Wissenschaftlers eigen. Der Mann der Wissenschaften im besonderen und das vernünftige bürgerliche Subjekt im allgemeinen, der Homo oeconomicus und der Homo politicus, ähneln sich, und was sie brüderlich verbindet, ist ihr Stil rationaler Beherrschung.
Die moderne Wissenschaft ist ohne Zweifel eine Denkform mit ganz bestimmten logischen und kognitiven Merkmalen, aber sie ist zugleich, historisch gesehen, ein Orientierungsinstrument. Sie ist das intellektuelle Dispositiv, das in der Geschichte der Neuzeit drei wesentliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens ordnet und reproduziert; den Staat, die Industrie, schließlich das moderne Erziehungs- und Bildungssystem einschließlich der Universitäten und hohen Schulen. Das sind die großen sozialen Maschinerien, die sich seit Ende des 18. Jahrhunderts einen großen Teil der männlichen Bevölkerung der Industrienationen einverleibten. In den Praktiken der bürokratischen Apparate, in den Direktionsetagen und den Büros der Industrie und in den Schulen und Universitäten wird der psychische Habitus des modernen Berufsmenschen, des „professional man" geprägt, von dem der Habitus des Wissenschaftlers eine spezielle Ausprägung darstellt. Es überrascht wenig zu sehen, daß dieser Habitus all jene Verhaltensmerkmale und Eigenschaften aufweist, die in unserer Kultur als männlich gelten.

Wissenschaft als Beruf - Leidenschaftliche Sachlichkeit

Ich möchte nun einige Befunde darüber referieren, wie sich der neuzeitliche zivilisatorische Code rationaler Beherrschung in der psychischen Organisation des wissenschaftlichen Alltags niederschlägt.
Was die moderne Wissenschaft als individuelle Lebensform und als eine Form intellektueller Bestätigung von der Philosophie der Antike oder der mönchischen Gelehrtenkultur des Mittelalters unterscheidet, ist ihre soziale und institutionelle Erscheingungsform als Beruf und als Arbeit im modernen Sinn, zumeist als eine Form abhängiger Arbeit im Dienste staatlich-administrativer oder ökonomisch-technischer Zielsetzungen und Interessen. Max Weber hat versucht, die Eigenständigkeit von Wissenschaft als Beruf als reines Bildungswissen und reine Wahrheitssuche gegenüber den Ansprüchen der politischen und wirtschaftlichen Interessenssphären zu verteidigen. Er knüpft dabei an das Berufsverständnis der protestantischen Ethik an, die historisch gesehen tatsächlich die religiöse Legitimation für das neuzeitliche Interesse an der Erforschung der materiellen Natur lieferte (vgl. Weber 1967).
Für den modernen wissenschaftlichen Alltag sind diese religiösen Motive, die in den Äußerungen der Pioniere der klassischen Physik eine klare Sprache sprechen, ebenso verblaßt wie die hehren aufklärerischen Ideale menschlicher Selbstverwirklichung durch Vernunft. Aber die Ergebnisse der Wissenschaftspsychologie zeigen, daß dieser Alltag viel von Webers Ideal von Wissenschaft als Beruf bewahrt hat, so den asketischen Habitus, die Selbstdisziplin und das, was ich als Grundzug der wissenschaftlichen Seele sehe, nämlich „leidenschaftliche Sachlichkeit". Dieses Pathos leidenschaftlicher Sachlichkeit gibt sich bei Weber ausdrücklich als männliches Pathos.
Bei Max Weber findet sich, in der berühmten Rede über Wissenschaft als Beruf, der denkwürdige Satz: „Denn nichts ist für den Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann." (Weber 1967, S. 12) Der Wissenschaftler ist also keineswegs ein emotions- und leidenschaftsloses Wesen. Aber er kanalisiert, um hochqualifizierte Leistungen zu vollbringen, seine psychischen Ressourcen, diszipliniert sie zu „leidenschaftlicher Sachlichkeit", indem er alle emotionale Energie auf die kognitive Erfassung von Gegenständlichem, eben von Sachen konzentriert. In die intellektuelle Betätigung investiert er die ganze Sensitivität, deren er fähig ist. Sie erhält einen zentralen Stellenwert in seinem psychischen Haushalt, für die Befriedigung seiner Bedürfnisse (nach Selbstbestätigung, Ichabgrenzung, sinnvoller Betätigung und Macht) und für die Bewältigung seiner Ängste (vor seinem Bedürfnis nach Nähe, nach emotionaler Zuwendung, vor dem Verlust der Ichkontrolle etc.). Offenbar sind es ganz bestimmte psychische Dispositionen, kognitive Muster und Abwehrstrukturen des Ich, die zu wissenschaftlicher Arbeit befähigen und prädestinieren (vgl. Eiduson 1973, S. 195 f.).
Dennoch ist die vom Wissenschaftler geübte und geforderte Einstellung der Sachlichkeit mehr als nur Methode der Wahrheitsfindung. Sie wird zum Habitus, zur Charaktermaske, die sich ihrem Träger ebenso wie den von ihm erforschten Objekten aufprägt, was besonders folgenreich ist für den wissenschaftlichen Umgang mit Menschen, nicht zuletzt für den Umgang des Wissenschaftlers mit sich selbst. Was mit diesem wissenschaftlichen Welt- bzw. Selbstbild nicht übereinstimmt, wird transformiert, sublimiert, ausgegrenzt oder fällt der Verdrängung anheim.
Eine Reihe feministischer Autorinnen haben die Genese des objektivistischen Habitus psychoanalytisch und entwicklungspsychologisch als Ergebnis geschlechtsspezifischer Sozialisation und der Ausbildung geschlechtsspezifischer Selbstkonzepte beschrieben (vgl. u. a. Benjamin 1982). Die - durchaus nicht feministisch gesinnte - empirische Erforschung der Persönlichkeitsstruktur von Wissenschaftlern bestätigt diese Befunde, ohne sie allerdings kritisch zu hinterfragen. Der durchschnittliche Wissenschaftler ist diesen Untersuchungen zufolge nicht nur überdurchschnittlich intelligent, sondern auch eher schizotym als zyklotym, d. h. eher selbstbezogen als beziehungsorientiert, von hoher Ichstärke, er neigt zur sozialen Dominanz, verfügt über hohes Selbstvertrauen, ist affektiv eher gehemmt, dennoch initiativ und aktiv

(Cattell 1963). Bemerkenswert am Persönlichkeitsprofil des Wissenschaftlers, wie es die Wissenschaftspsychologie ermittelt, ist seine augenfällige Übereinstimmung mit den von der Sozialpsychologie erhobenen Stereotypen „männlicher" gegenüber „weiblicher" Charktermerkmale, wie sie im Alltag zugeschrieben werden (vgl. Bierhoff-Alfermann 1977).

Rückfrage an Freud: Was will der Mann?

Die Grundfrage einer „Kritik der Männlichkeit" ist natürlich die Frage: Was will der Mann? Freud hat bekanntlich bemerkt, daß ihm das „Weib" und das, „was ... das Weib (will)", für immer ein Rätsel geblieben ist, dessen Lösung sich der wissenschaftlichen Öffentlichkeit wegen der Kulturfeindlichkeit der Frau, ja wegen ihrer Verlogenheit hartnäckig entziehe. Das, was der Mann will, ist hingegen wegen seiner kulturellen Omnipräsenz allzudeutlich sichtbar.

Die Befunde der Wissenschaftspsychologie und die Untersuchung von Alltagsstereotypen männlich/weiblicher Charaktermerkmale weisen der Antwort eine Richtung, dieselbe Richtung wie die Etymologie der Wörter „Herr", „Dominus".

Dominanz, Ichstärke, Kompetenz, Potenz, Unabhängigkeit, Affektkontrolle - all dies spricht dafür, daß der männliche Habitus ein Habitus des Herrschens ist. Von allen Erscheinungsformen des Männlichen ist der wissenschaftliche Habitus der, der über die subtilsten, kultiviertesten und zugleich effizientesten Formen der Beherrschung verfügt. So spricht denn auch Bacon von der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft als einer „männlichen Geburt der Zeit", als einer Zeit, deren Fortschritt sich an der Devise „Wissen ist Macht" orientiert.

Max Weber, der nicht nur wegen seines nachgerade kongenialen Verständnisses abendländischer Rationalität, sondern auch wegen seiner Ehrlichkeit zu respektieren ist, bestätigt dies ausdrücklich. In seiner schon zitierten Rede „Wissenschaft als Beruf" stellt Weber die Frage nach dem Sinn der Wissenschaften im Ganzen der modernen Kultur. Und er sieht diesen Sinn in dem Gedanken, und wohl auch im Streben danach, „alle Dinge - im Prinzip - durch Berechnen beherrschen" zu können. Damit gesteht Weber ein, daß es sich bei der Wissenschaft, wie rational auch immer, um einen Modus der Beherrschung handelt (Weber 1967, S. 17).

Genauso, wie es der optimistische Vernunft- und Fortschrittsglaube der Aufklärung wollte, ist die moderne Wissenschaft zur geistigen Grundlage einer konkreten Utopie rationaler Herrschaft und Beherrschung geworden, und mit dieser Utopie rechtfertigen sich seit Entstehung des theoretischen Denkens bei den Griechen die Ansprüche männlicher Hegemonie.

Einige Schlußfolgerungen, erkenntnistheoretischer und ontologischer Natur

Die soziale und psychische Organisation wissenschaftlicher Arbeit, so läßt sich das Gesagte zusammenfassen, entspricht dem Paradigma rationaler Beherrschung, wie es sich im Bereich der Ökonomie, staatlicher Machtkonzentration und in der Technik durchgesetzt hat. Das gilt für die Physik ebenso wie für die Sozialwissenschaften. Die theoretisch-philosophische Frage lautet nun: Folgt daraus, daß das Wissen, das diese Disziplinen produzieren, nichts weiter ist als männliche Projektion oder einfach falsches Wissen?

Ein Wissenschaftstheoretiker könnte etwa folgend argumentieren: Wir müssen zugeben, daß sich zumindest manche wissenschaftliche Theorien, z. B. die Mikrophysik in der Kernforschung, in ihrer technischen Anwendung bewähren. Also müssen sie die Realität, zumindest in einigen ihrer Aspekte, angemessen beschreiben, also können sie zumindest einen hypothetischen Wahrheitsanspruch erheben. Wenn das zutrifft, dann ist die psychohistorische These, daß es sich um die Projektion männlicher Visionen rationaler Herrschaft handelt, für ihre Wahrheit, also erkenntnistheoretisch gesehen, irrelevant. Wozu also dann feministische Wissenschaftskritik, wenn die Theorien in der Anwendung so gut funktionieren?

Hier ist der Punkt, wo feministische Wissenschaftskritik über den Bereich historisch-psychologischer Überlegungen hinausgehen und bestimmte Prämissen des philosophischen Diskurses, vor allem der Erkenntnistheorie und der Ontologie, in Frage stellen muß. Es sind die Prämissen des traditionellen Verständnisses von Wahrheit, Objektivität und Wirklichkeit, und ich möchte abschließend zwei Punkte feministischer Kritik in diesem Zusammenhang zumindest thesenartig anführen. 1. Der erste Kritikpunkt betrifft den Objektivitätsbegriff der klassischen Wissenschaftstheorie. Es läßt sich nachweisen, daß die Begriffe von Objektivität und affektiver Neutralität, die entsprechend den herkömmlichen Lehrbüchern die Hauptprinzipien wissenschaftlicher Methoden darstellen, nicht nur tatsächlich einer „männlichen" Weltsicht entsprechen, sondern aus prinzipiellen Gründen unangemessen und einseitig sind. Das traditionelle Objektivitätskonzept geht von einer strikten Trennung von Subjekt und Objekt aus. Es postuliert einerseits ein Subjekt, wie es dem männlichen Konzept eines vollständig abgegrenzten, autonomen, kontrollierenden und kontrollierten Selbst entspricht, und auf der anderen Seite eine ebenso statische und abgegrenzte Objektwelt. Dieser Begriff einer statischen und strikt diskreten Wirklichkeit ist in letzter Zeit gerade von der fortschrittlichsten aller Wissenschaften, der Physik, für den Bereich submolekularer Phänomene und Prozesse widerlegt worden (vgl. Keller 1982). 2. Der zweite Einwand gegen das traditionelle Modell wissenschaftlicher Erkenntnis ist noch schwerwiegender. Gerade in den Human- und Sozialwissenschaften zeigt es sich, daß die zeitlose, abstrakte und statische Gegenüberstellung von wissenschaftlichen Theorien hier und einer von dieser Theorie unabhängigen und von ihr unbeeinflußten Realität dort illusorisch ist. Der Fall ist vielmehr, daß im Prozeß wissenschaftlicher Arbeit das Stück Wirklichkeit, um das es geht, nicht einfach beschrieben, sondern zugleich verändert, mitunter überhaupt erst erzeugt, hergestellt wird. Dieses Phänomen ist in den Sozialwissenschaften indessen anerkannt, wir wissen, daß hier theoretische Voraussagen wirklichkeitsverändernd sind. Sie haben den Charakter

von selbsterfüllenden Prophezeihungen.
Aufgrund der Autorität, die der Wissenschaft heute zuerkannt wird, haben also Wissenschaftler, z. B. als Soziologen, Sozialingenieure, Politikberater, bestimmte Bereiche der sozialen Wirklichkeit nicht nur in männlichen Bildern beschrieben, sondern sie nach männlichen Wünschen geplant und geformt.
Wenn also die Wirklichkeit, der gegenüber eine Theorie ihrem „Wahrheitstest" unterzogen werden soll, durch die Tätigkeit der Wissenschaftler zugleich „fabriziert", erzeugt wird, dann verändert die klassische philosophische Frage nach der Wahrheit wissenschaftlicher Theorien radikal ihren Sinn. Außerdem ist in dem Augenblick, wo wissenschaftliche Theorien als Instrumente der Wirklichkeitskonstruktion erkannt sind, die Frage, die Wünsche und Projektionen welcher sozialen Gruppen in diese Konstruktion eingehen, keineswegs mehr irrelevant, weder im philosophischen noch im politischen Sinn.
Diese beiden Überlegungen, die ich hier nur thesenhaft dargestellt habe, sind die ersten wichtigen philosophischen Ergebnisse feministischer Wissenschaftskritik. Sie treffen den Rationalitätsanspruch zentraler Dogmen des traditionellen Wissenschaftsverständnisses im Kern, und sie können von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit schon deshalb nicht als bloß partielle, „weibliche" Sichtweisen abgetan werden, weil ähnliche Kritik in den letzten Jahren schon unter anderen Gesichtspunkten vorgetragen worden ist. So von der Kritischen Theorie, der Ethnopsychoanalyse, der Alltagsforschung, der Aktionsforschung etc.
Die Richtung der Kritik am traditionellen Wissenschaftsverständnis, in die sich die feministische Wissenschaftskritik einfügt, ist die der historischen Wissenschaftsanalyse im Anschluß an Th. Kuhn, M. Polany und P. Feyerabend. Sie zielt, allgemein gesagt, auf die Problematisierung und Überprüfung wissenschaftlicher Theorien und Verfahren hinsichtlich ihrer langen uneingestandenen Abhängigkeit von ihrem historischen, kulturellen und weltanschaulichen Kontext. In diesem Sinne hat z. B. die Aktionsforschung im Bereich der Sozialwissenschaften begonnen, den konkreten Forschungsprozeß als einen Prozeß sozialer Interaktion und als Prozeß der Machtbildung durch die Produktion gesellschaftlichen Wissens zu problematisieren. Auch die Wissenschaftssoziologie verweist mit aller Deutlichkeit auf die institutionellen Determinanten des Wissenschaftsbetriebs. Schließlich ist durch die feministische Wissenschaftskritik ein bisher aus naheliegenden Gründen kaum thematisierter Hintergrund und Kontext wissenschaftlicher Arbeit zur Diskussion gestellt worden, nämlich die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und die durch sie reproduzierten „männlich/weiblichen" Geschlechtsrollen.
Feministische Argumente zur Kritik der neuzeitlichen Wissenschaft haben auf diese Weise dazu beigetragen, einige ihrer Kontingenzen und Beschränkungen klarer sichtbar zu machen. Ihre Relevanz könnte aber genau darin bestehen, daß sie den universellen Code rationaler Herrschaft, wie er aus den männlichen Imaginationen dieser Tradition spricht, nicht durch einen anderen universellen Code, etwa durch einen in welchem Sinne auch immer „weiblichen" zu ersetzen sucht. Freilich vermag sich eine solche Art der Kritik am unversalistischen Rationalismus nur schwer Gehör zu verschaffen. Denn als Kritik gilt diesem nur, was ihn durch noch allgemeinere, noch weiter reichende Kriterien der Universalität zu entkräften vermag - ungeachtet des Umstands, daß das gegenwärtige Nachdenken über die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis auf ganz andere Konturen von Rationalität verweist: auf ihre Geschichtlichkeit, materielle Determiniertheit und Wertbezogenheit. Und gerade seine Blindheit in bezug auf seine eigenen diesbezüglichen Kontingenzen erklärt, warum der theoretische und moralische Universalismus der modernen Wissenschaftskultur in aller Öffentlichkeit und von dieser unwidersprochen in der heroischen Pose des faustisch-prometheischen männlichen Helden auftreten konnte. Schließlich bleibt jedoch festzuhalten: Bei aller real politischer, technischer und ökonomischer Wirksamkeit ist diese Pose und das ihr entsprechende Selbstbild der Wissenschaftskultur imaginär und zuletzt wirklichkeitsfremd. Denn was sie verschweigt und übertönt, bleibt nichtsdestoweniger höchst real: die eigene Subjektivität, das verdrängte Wissen „von unten", von dem das Wissen um den weiblichen Lebenszusammenhang ein Teil ist.
Anders gesagt: Die Welt wissenschaftlicher Männerphantasien ist bestenfalls die halbe Wirklichkeit. Aber es ist nicht nur wichtig, sich dieser ihrer „Halbheit" bewußt zu sein, sondern auch zu sehen, daß sie nicht durch einen einfachen Perspektivenwechsel zu überwinden ist. Denn jeder Standpunkt, von dem aus Rationalitätskritik oder Wissenschaftskritik artikuliert, hat seinerseits seine Kontingenzen. Insofern muß sich jede Rationalititätskritik - auch eine feministische -, solange sie sich und anderen gegenüber ehrlich ist, universalistische Alleingeltungsansprüche versagen.
Damit ist keineswegs der Beliebigkeit im Handeln oder einem erkenntnistheoretischen Relativismus das Wort gesprochen. Vielmehr sollten im wissenschaftlichen Diskurs - ebenso wie im Bereich der Politik - Entscheidungen darüber, was vernünftig ist, durch die konkrete Allgemeinheit aller Beteiligten bzw. Betroffenen und nicht durch die abstrakte Universalität dekontextualisierter Prinzipien getroffen werden. Nur so lassen sich die Fatalitäten einer unbedachten Identifikation von Rationalität und Herrschaft, die den Weg der wissenschaftlichen Zivilisation bisher deutlich markieren, vermeiden.
Zumindest eine Voraussetzung dafür ist, daß auch Frauen in den politischen und wissenschaftlichen Institutionen Sitz und Stimme haben, eine weitere allerdings, daß es ihnen gelingt, sich gegen den Generalton einer männlich halbierten Vernunft Gehör zu verschaffen: Mit Zwischen- und Obertönen, synkopisch gegen den Takt, durchaus unharmonisch.
Was solchermaßen in manchen Ohren als störender Lärm und Mißton klingen mag, ist vielleicht genau jene Form „wohltemperierter Unordnung", die dort Handlungsspielräume eröffnet, wo sie im „Gehäuse der Hörigkeit" eines angeblich unausweichlichen Schicksals fortschreitender Rationalisierung verloren scheinen.

Elisabeth List

Literaturliste

Benjamin, Jessica (1982): Die Antinomien des patriarchalen Denkens. Kritische Theorie und Psychoanalyse. In: Bonß, Wolfgang, Axel Honneth, Hg.: Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie, Frankfurt/M.

Bierhoff-Alfermann, Dorothee (1977): Psychologie der Geschlechtsunterschiede, Köln.

Cattell, Raymond B. (1963): The Personality and Motivation of the Researcher from Measurement and from Biography. In: Taylor, Calvin W., Frank Barron, Hg.: Scientific Creativity: Its Recognition and Development. New York. S. 119-131.

Eiduson, Bernice T. (1973): The Scientist's Personalities. In: Eiduson, Bernice T., Linda Beckmann, Hg.: Science as a Career Choice. New York. S. 195-206.

Hausen, Karin (1978): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs-und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi, Hg.: Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen, Frankfurt/M. S. 161-191.

Keller, Evelyn Fox (1982): Feminism and Science. In: Signs: Journal of Women in Culture and Science, Vol. 7, Nr. 3, S. 598-602.

List, Elisabeth (1980): Frauen in der Wissenschaft. In: ÖZP 1980/3, S. 307-319.

List, Elisabeth (1984): Die Wissenschaft der Väter - Die Wissenschaft der Söhne. Überlegungen zu einer feministischen Wissenschaftskritik. In: Lüftenegger, Peter, Hg.: Philosophie der Gesellschaft, Wien.

List, Elisabeth (1985): Der asketische Eros. Über Geschichte und Struktur des wissenschaftlichen Habitus. In: Freisitzer, Kurt, Walter Höflechner u. a. (Hg.): Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz. Graz.

Macpherson, Crawford B. (1973): Possessive Individualism. Oxford 1962; dt.: Die politische Theorie des Besitzerindividualismus. Frankfurt/M. 1973.

Merchant, Caroline (1980): The Death of Nature: Women, Ecology and the Scientific Revolution. New York.

Schröder, Hannelore (1977): Die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit der Frau in der patriarchal-bürgerlichen politischen Theorie. Dargestellt am Beispiel von Johann Gottlieb Fichtes Grundlage des Naturrechts, Göttingen.

Weber, Max (1973): Die protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung, hg. von Johannes Winckelmann, 3. Aufl. Hamburg.

Wir danken dem Verlag für Gesellschaftskritik, Wien, für die Abdruckerlaubnis.

NOCH EIN KAPITEL AUS DER PATCHWORK STORY

ŠTEFICA FLECK LIEST MADAME BOVARY VON GUSTAVE FLAUBERT

Eine einfache Methode, die Seite auf der Sie gerade zu lesen aufgehört haben, zu kennzeichnen, ohne ein Eselsohr zu machen, ist: Streifen Sie der Länge nach einen Gummiring darüber.

----------x

Štefica Fleck las „Madame Bovary" von Gustave Flaubert und unterstrich einige Stellen. Auf Seite 61 unterstrich sie:

> Ihr eigenes Leben war kalt wie eine Dachkammer, deren Fensterchen nach Norden lag, und lautlos wie eine Spinne wob die Langeweile im Dunkeln ihr Netz in allen Winkeln ihres Herzens.

Danach unterstrich Štefica einen Absatz auf Seite 84, der nächste setzte sich von der Seite 84 auf die Seite 85 fort:

> Im tiefsten Grunde ihres Herzens wartete sie auf das große Erlebnis. Wie schiffbrüchige Seeleute suchte sie mit verzweifelten Augen die Öde ihres Lebens ab und hielt Ausschau, ob nicht in weiter Ferne ein weißes Segel am dunstigen Horizont auftauchte. Sie wußte nicht, welcher Zufall, welcher Wind dieses Segel zu ihr hintreiben, zu welchem Gestade es sie tragen würde; sie war im Ungewissen, ob es eine Schalupe oder ein Dreidecker sein mochte, ob er mit Ängsten befrachtet war oder bis oben hin Seligkeit geladen hatte. Jeden Morgen aber beim Aufwachen erhoffte sie es für den kommenden Tag, lauschte auf jedes Geräusch, fuhr immer wieder auf, wunderte sich, daß es nicht kam, und wenn die Sonne unterging, war sie jedesmal ein bißchen trauriger und wünschte, es wäre schon wieder morgen.
>
> Also sollten fortan die Tage eintönig, zahllos aufeinanderfolgen, einer gleich dem anderen, und keiner würde etwas Neues bringen! So abwechslungsreich und fade das Dasein anderer Menschen war, sie hatten wenigstens die Aussicht, daß einmal etwas Neues eintrat. Ein unerwartetes Erlebnis brachte manchmal einen plötzlichen Umschwung mit sich, unabsehbar konnten die Folgen sein, und das Bild änderte sich nicht einmal. Aber in ihrem Leben änderte sich nichts!
>
> Gott hatte es so gewollt! Die Zukunft lag wie ein pechfinsterer Gang vor ihr, und die Tür am Ende war fest verschlossen.

Auf Seite 86 unterstrich Štefica Fleck:

Ihr war, als werde ihr die ganze Bitternis ihres Daseins auf ihrem Teller vorgesetzt, und angesichts des dampfenden Rindfleisches – so schien ihr – stieg aus dem Grund ihrer Seele der Dunst andrer schaler und ekler Gefühle auf.

Auf Seite 90 unterstrich Štefica Fleck:

Sollte das Elend immer so weitergehen? Sollte sie niemals davon loskommen? Sie war doch auch nicht schlechter als alle anderen Frauen, die glücklich lebten!

Auf Seite 91 machte Štefica Fleck nur ein Kreuzchen:

Von nun an trank Emma Essig, um abzumagern. Sie bekam einen leichten, trockenen Husten und verlor allen Appetit.

Auf Seite 119 unterstrich Štefica Fleck:

Ein Mann ist doch wenigstens frei; er kann alle Leidenschaften, alle Länder erleben, sich über Hindernisse hinwegsetzen, auch das fernste Glück anstreben. Eine Frau aber ist unaufhörlich behindert. Sie ist willenlos und geschmeidig zugleich. Ihre anfälligen, leicht erregbaren Sinne sowie ihre vom Gesetz verhängte Gehorsamspflicht in allem und jedem stehen ihr ewig im Wege. Ihr Wille flattert wie der Schleier ihres Hutes, den ein Band festhält, in alle Winde – immer gibt es eine Sehnsucht, die sie lockt, und eine Rücksicht, die sie zurückhält.

Auf Seite 134 unterstrich Štefica Fleck:

Emma ihrerseits fragte keinen Augenblick, ob sie ihn liebe. Die Liebe, so glaubte sie, mußte plötzlich über einen kommen, mit Donnerschlägen und zuckenden Blitzen – wie ein Orkan, der vom Grund auf verändert, alle Willenskraft losreißt wie Blätter im Sturmwind und das ganze Herz in den Abgrund fortträgt.

ite 163 unterstrich Štefica Fleck:

Alles schien ihr in einen schwarzen Schleier gehüllt, der wie Nebel über allen Dingen schwebte, und der Kummer verfing sich mit leisem Heulen in ihrer Seele wie der Winterwind in verlassenen Schlössern. Sie verfiel in jenes verträumte sehnsüchtige Sinnen, über das, was unwiederbringlich verloren ist, in die müde Unlust, die uns nach jeder vollbrachten Tat überkommt, kurz, in das schmerzliche Unbehagen, das jedesmal eintritt, wenn eine gewohnte Bewegung plötzlich abbricht und eine langdauernde Schwingung jäh zur Ruhe kommt.

Auf Seite 172 machte Štefica ein kleines Rufzeichen!

Sie lechzte nach Liebe wie ein Karpfen auf einem Küchentisch nach Wasser.

Da schlug Štefica Fleck das Buch zu und sah abwesend zum Fenster hinaus.

– Schau, – sagte die Tante, als sie ins Zimmer trat – wie schön schie schind. – Die Tante hielt einen Teller mit Aprikosen in der Hand. Verwundert schaute sie Štefica an, stellte den Teller auf den Tisch, setzte sich auf den Sessel und nahm eine Aprikose. Langsam sog die Tante an der Aprikose und redete: – Wasch ischt denn? Bischt du wieder traurig? Und du liescht und liescht nur... Bei unsch in Boschanschka Krupa hat esch eine Petra gegeben, die Tochter des Popen. Schie war immer scho traurig, wenn ich schie geschehen habe wie schie scho auf der Schwelle ihresch Hauschesch gestanden hat, ischt schie mir vorgekommen wie ein Schargdeckel der über den Türrahmen gespannt ischt. Mir scheint, schie hat an einem myschteriöschen Nebel im Kopf gelitten, und kein Artscht, nicht einmal der Pope hat ihr helfen können. Wenn schie heftige Anfälle gepackt haben, ischt schie oft gantsch allein in den Wald gegangen, und der Förschter hat schie bei scheinen Waldgängen häufig gefunden, wie schie bäuchlings im Grasch gelegen und geheult hat. Später, als schie geheiratet hat, scholl schich dasch gegeben haben...! Ach! – Die Tante wurde plötzlich zornig und legte die angefangene Aprikose auf den Tisch.

– Ich kann schie ja doch nicht eschen, wegen der Tschähne...

Die Tante stand auf, trat auf Štefica zu, drehte das Buch zu sich, um den Titel zu sehen. – Wasch ischt denn dasch! Ach ja, Madame Bovary! Dasch ischt die, die schich ausch Liebe umbringt! Langweilig! Mich faschtschinieren nur Romane, bei denen ich Angscht kriege und die man in einem Atemtschug durchlesen kann! Isch die Aprikosen! – sagte die Tante im Weggehen und verließ das Zimmer. Štefica nahm eine Aprikose, aß sie nachdenklich und sah aus dem Fenster.

Dubravka Ugrešić

DIE SCHWARZE BOTIN
Herausgeberin: Brigitte Classen
Redaktion: Elfriede Jelinek, Branka Wehowski, Brigitte Classen, Marie-Simone Rollin
Heftredaktion: Branka Wehowski

FRAU
MANN

Texte

Gruppo 4
Sottosopra. Mehr Frau als Mann 2

Dokumentation
Der Fall Brenner – Geschichte einer Verhinderung
Eine für alle, alle für eine? 15

Dubravka Ugrešić
Štefica Fleck im Rachen des Lebens
Drei Kapitel aus der Patchwork Story 30

Elisabeth List
Die männliche Stimme der Vernunft
Über die un-heimliche Allianz von Wissenschaft und Männlichkeit 35

Dubravka Ugrešić
Noch ein Kapitel aus der Patchwork Story 41

Bildnachweis:

Titelbild: Robertson (1921), Zwei Tänzerinnen aus der Truppe „Die Alfred-Jackson-Girls" im Berliner Wintergarten. bildarchiv preußischer kulturbesitz (bpk); Titelrückseite: Friedrich Seidenstücker (1929), Frauenleben, bpk; S. 17: F. Seidenstücker (1930), Zeitungshändlerin in einer Berliner Straße, bpk; S. 30: F. Seidenstücker (1930), Die Pensionäre und der Knirps im Charlottenburger Schloßpark, bpk.

DIE SCHWARZE BOTIN. Marina Auder, Verlag. Fasanenstraße 55, 1000 Berlin 15, Tel.: 030/8 83 87 34. Layout: Branka Wehowski. Redaktionsanschriften: Branka Wehowski, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 030/8 83 87 34. Brigitte Classen, Berliner Str. 124, 1000 Berlin 31, Tel.: 030/8 21 86 33. Ausland: Elfriede Jelinek, Jupiterweg 40, A-1140 Wien. Marie-Simone Rollin, 37, rue Saint Fargeau, F-75020 Paris. Satz und Druck: Jürgen Kleindienst, Blücherstr. 31 a, 1000 Berlin 61; Vertrieb für Berlin und die BRD: Regenbogen-Buchvertrieb Seelingstr. 47, 1000 Berlin 19, Tel. 030/322 50 17; Vertrieb für Österreich: Junius Vertrieb, Brunnen- gasse 3, A-1160 Wien, Tel.: 0222/955181; Jahresabonnement DM 28,– (DM 7,– pro Heft); Die Schwarze Botin erscheint vierteljährlich (im März, Juni, September, Dezember). Versandkosten trägt der Verlag. Aufnahme der Lieferung gilt als Zahlungsbestätigung. Bestellungen sind an den Verlag Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, zu richten. Sonderkonto Marina Auder, Sparkasse der Stadt Berlin West 0710 106 106; Postgiroamt Berlin West (Marina Auder), 3537 53–100. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Autorinnen und der Redaktion.